Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 16 (1974)

Rubrik: Aus vergangenen Tagen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus vergangenen Tagen

von Hilde Ribi

Eine Weihnachtsbetrachtung, tief aus dem letzten Jahrhundert

Weihnachtszeit! Der Mensch muß wirklich ein Griesgram sein, in dessen Brust sich bei der Wiederkehr des Weihnachtsfestes kein freudiges Gefühl regt, dem nicht liebe Erinnerungen aufsteigen. Es gibt Leute, die dir sagen, daß Weihnachten für sie nicht mehr das ist, was es einst war; daß jede Weihnacht irgendeine gehegte Hoffnung oder frohe Aussicht vom vorigen Jahre verblaßt oder gar verschwunden vorgefunden hat; daß das gegenwärtige Weihnachtsfest nur dazu dient, sie an beschränktere Verhältnisse und geringere Einkommen zu erinnern, an die Feste, die sie einst für falsche Freunde bereitet haben, und an die abweisenden Blicke, die ihnen jetzt im Unglück und Elend begegnen. Hänge nie solchen trüben Gedanken nach! Unter den Menschen, die lange gelebt haben, gibt es nur wenige, denen nicht an irgendeinem Tag des Jahres solche Erinnerungen aufsteigen. Suche dir von den 365 Tagen, die das Jahr zählt, nicht gerade den fröhlichsten, den Weihnachtstag, für deine traurigen Gedanken aus: rücke lieber deinen Stuhl ans flammende Feuer.

Fülle dein Glas und stimme ein Lied an; was macht es, wenn dein Zimmer kleiner ist als vor vielleicht zwölf Jahren oder wenn dein Glas mit dampfendem Punsch anstatt mit perlendem Wein gefüllt ist? Mach gute Miene zum bösen Spiel, trink aus und schenke wieder ein und summe das alte kleine Liedchen, das du sonst immer sangst, und danke Gott, daß es dir nicht noch schlechter geht.

Hast du Kinder, so schau auf sie, wie sie mit frohen Gesichtern um den Kamin sitzen. Ein kleiner Platz ist vielleicht leer; eine zarte Gestalt, die das Herz des Vaters erfreute, die anzublicken den Stolz der Mutter erweckte, mag fehlen. Denk nicht an die Vergangenheit, nicht daran, daß noch vor knapp einem Jahre das liebliche Kind, das dir genommen ist, vor dir saß mit rosigen Wangen und mit Augen, aus denen der Frohsinn der Kindheit lachte. Denk lieber über das Gute nach, das jeder Mensch reichlich besitzt, nicht über das Unglück vergangener Tage, an dem ein jeder zu tragen hat. Schenke dir wieder ein, mache ein frohes Gesicht und sei zufrieden. Das Weihnachtsfest soll für dich ein fröhliches sein und das neue Jahr glücklich!

Wer könnte sich zur Weihnachtszeit schönen Empfindungen und gegenseitiger Annäherung verschließen? Eine Familie zu Weihnachten! Es gibt nichts Schöneres auf der Welt! Welch ein Zauber scheint allein in dem Namen «Weihnachten» zu liegen! Kleinliche Eifersüchteleien und Streitigkeiten werden vergessen; Gefühle der Zusammengehörigkeit erwachen wieder in Herzen, denen sie lange fremd waren; Vater und Sohn oder Bruder und Schwester, die seit Monaten aneinander vorbeigegangen sind oder sich nur kühl begrüßt haben, umarmen sich herzlich und lassen die vergangenen Feindseligkeiten in ihrer gegenwärtigen Freude untergehen. Liebevolle Herzen, die sich nacheinander sehnten, aber durch Ansichten törichten Stolzes und Dünkels zurückgehalten wurden, sind wieder vereinigt, und alles ist Güte und Liebe. Würde Weihnachten doch das ganze Jahr dauern (wie es eigentlich sein müßte), und würden doch Vorurteile und Launen, die unseres besseren Ichs unwürdig sind, nicht denen zuteil werden, die davon immer verschont bleiben müßten!

Das Weihnachtsfest von dem die Rede ist, ist nicht eine bloße Versammlung von Verwandten, zusammengetrommelt durch eine Einladung von ein oder zwei Wochen, ein Fest, das in diesem Jahre zum erstenmal stattfindet, das bis jetzt noch nie gefeiert wurde und sich wahrscheinlich nicht wiederholen wird. Nein. — Es ist ein alljährliches Zusammenkommen aller erreichbaren Familienmitglieder, ob alt oder jung, reich oder arm. Die Kinder freuen sich in fieberhafter Erwartung schon zwei Monate vorher darauf. Früher wurde beim Großvater gefeiert; aber weil Großvater alt geworden ist und Großmutter auch, dazu recht gebrechlich, haben sie ihren Haushalt aufgegeben und sind zu Onkel George gezogen. So findet die Feier immer im Hause Onkel Georges statt; aber Großmutter schickt die besonders leckeren Dinge, und Großvater läßt es sich nicht nehmen, zum Newgate-Markt zu pilgern, um den Puter zu kaufen, den er dann im Triumphzuge von einem Dienstmann hinter sich her tragen läßt; und er besteht immer darauf, daß man den Mann weit über seinen Lohn hinaus mit einem Glase Punsch bedenkt, damit er Tante George ein «Fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr» zutrinke. Was Großmutter angeht, so tut sie schon zwei oder drei Tage vorher sehr verschwiegen und geheimnisvoll, kann es aber nicht verhindern, daß es ruchbar wird, daß sie für jedes der beiden Hausmädchen eine prachtvolle Haube mit rosa Schleifen gekauft hat und außerdem noch mehrere Bücher, Taschenmesser und Griffelkasten für die jüngeren Sprößlinge; dabei sind die vielen anderen Sachen noch gar nicht genannt, die sie der Liste von Tante George heimlich hinzugefügt hat, wie etwa ein Dutzend Fleischpasteten für das Festessen und einen großen Plumpudding für die Kinder.

Am Heiligabend ist Großmutter immer allerbester Laune, und nachdem sie tagsüber die Kinder mit dem Entsteinen von Pflaumen beschäftigt

hat, besteht sie jedes Jahr regelmäßig darauf, daß Onkel George nach unten in die Küche kommt, seine Jacke auszieht und den Pudding eine halbe Stunde lang rührt, was er auch sehr gern zum Ergötzen der Kinder und Angestellten tut. —

Der diese gemütvoll unbefangenen Zeilen einst zu Papier brachte und 1837 dann, zusammen mit vielen andern ansprechenden Feuilletons, als «Sketches by Boz» in Buchform veröffentlichte, war kein anderer als der nachmals hochberühmte Dichter Charles Dickens, der nach erniedrigend armseligen Knaben- und Jünglingszeiten 1835 als Parlaments-Berichterstatter bei der Londoner Zeitung «Morning Chronicle» untergekommen war und fortan, aller Not enthoben, nicht nur seiner unmittelbaren Brotarbeit oblag, sondern unermüdlich phantasievoll, vibrierend von Zuneigung und Anteilnahme, das Treiben der einfachen Leute in der großen Stadt zu schildern unternahm. Als er seinen Posten antrat, war er erst dreiundzwanzig. Im Jahre darauf, am 2. April 1836, hat er die Tochter eines großen Zeitungsmannes geheiratet und ist im Lauf der Jahre Vater geworden von nicht weniger als zehn Kindern.

1844 veröffentlichte er die erste seiner eigentlichen Weihnachtserzählungen, ein rührendes Bändchen, von welchem schon in den ersten vier Monaten 20 000 Exemplare verkauft wurden; im Laufe der Zeit schuf er ihrer eine ganze Anzahl, große, verklärend innige Novellen, welche sich beispielloser Beliebtheit erfreuten und einzeln oder gesamthaft auch in unserer Zeit wieder und wieder aufgelegt werden, allüberall in der Welt, zumal aber in England und Amerika. Die oben abgedruckte Weihnachtsbetrachtung mit ihren vielen Ausrufzeichen stellt zu Dickens berühmten Christmas Carols nicht mehr als einen ersten bescheidenen Auftakt dar. Das Pseudonym Boz hat der erfolgreiche, rasch zu Weltruhm gelangte Schriftsteller dann sehr bald zugunsten seines eigentlichen Taufnamens abgelegt. Wer sich seine köstlich drolligen «Pickwickiers», wer sich seine großen Romane — «Oliver Twist» zum Beispiel, die Geschichte eines Londoner Armenhaus-Buben, oder «David Copperfield», jenes Buch, in welchem der Dichter seine eigene traurige Jugend geschildert hat, um nur die bekanntesten seiner Werke zu nennen — beschaffen möchte, kann sie jederzeit und überall bekommen; sie wurden in alle Kultursprachen der Erde übersetzt. In Rußland zum Beispiel sind Dickens Werke in mehr als einem Dutzend verschiedener Idiome der Sowjetvölker verbreitet.

Als längst hochberühmter Autor begann der Dichter, um Geld und immer mehr Geld für seine aufwendige Familie herbeizuschaffen, ab 1858 systematisch aus seinen Büchern vorzulesen; bis zu seinem Tode — er starb völlig erschöpft in seinem 59. Jahre, am 9. Juni 1870 — sei er gezählte 423 Mal aufgetreten, habe im Anfang nicht selten drei- bis sechsmal pro Woche vorgelesen, und stets war der Andrang, war die Begeisterung seiner Zuhörer so betäubend, daß ihm einmal in einem Brief der Ausdruck entwischte: «Ihr Enthusiasmus ist ganz schrecklich.» 1867 schiffte er sich zu einer Vortrags-Tournée nach Amerika ein. Er las vor aus fast all seinen Werken, vor allem aber aus den erwähnten Weihnachtserzählungen und mit Vorliebe auch aus den köstlichen Abenteuern der Biedermänner aus seinen «Pickwick Papers».

Ein umsichtiger Journalist interviewte Jahre vor dem Ersten Weltkrieg einen Kenner, welcher Dickens' ungeheure Popularität seinerzeit noch selber miterlebt hatte; er hat aus den Mitteilungen seines Gewährsmannes hernach einen nicht wenig interessanten Aufsatz geformt. Daraus seien im folgenden die Schlußsätze zitiert:

«Beispiellos ist die Beliebtheit dieses Autors gewesen. — Als Dickens sich entschloß, öffentlich zu lesen, als er zum erstenmal seinem Publikum Auge in Auge entgegentrat, war England im Taumel. Man stürmte die Säle, pfropfte sie voll, an den Säulenpfeilern klammerten sich Enthusiasten an, krochen unter sein Podium, nur um den geliebten Dichter hören zu können. In Amerika schliefen die Leute bei bitterster Winterkälte auf mitgebrachten Matratzen vor den Kassen: Kellner brachten ihnen das Essen aus den benachbarten Restaurants; aber der Andrang wurde unaufhaltsam. Alle Säle wurden zu klein, und man räumte schließlich dem Dichter in Brooklyn eine Kirche ein als Vorlesesaal. Von der Kanzel las er die Abenteuer Oliver Twists und die Geschichte der kleinen Nell. Launenlos war dieser Ruhm; er drängte Walter Scott zur Seite, überschattete ein Leben lang das Genie Thackerays, und als die Flamme erlosch, als Dickens starb, ging es wie ein Riß durch die ganze englische Welt. Auf der Straße erzählten es Fremde einander, Bestürzung verstörte London wie nach einer verlorenen Schlacht. Zwischen Shakespeare und Fielding bettete man ihn, in der Westminster-Abtei, dem Pantheon Englands; Tausende strömten hinzu, und tagelang war die schlichte Gedenkstätte überflutet von Blumen und Kränzen. — Der Ruhm und die Liebe ist nicht gewelkt in all den Jahren. Heute wie damals in jener Stunde, da England dem Ahnungslosen, dem Namenlosen das unverhoffte Geschenk des Weltruhms in die Hand drückte, ist Charles Dikkens der geliebteste, umworbenste und gefeiertste Erzähler der ganzen englischen Welt.»

Von Domherren und Bettelmönchen zu Chur

Tief im Mittelalter, im 13. Jahrhundert, als die Churer Kathedrale im Bau war, hatten die Bischöfe anscheinend große Sorgen mit ihren Herren Kapitularen. Es soll damals, wie übrigens auch anderswo, in Zürich zum Beispiel, um deren Pflichtauffassung und Moral zuzeiten recht unerfreulich gestanden haben. Es drängten sich junge Leute aus dem Bündneradel zu den geistlichen Ämtern, denen es weder um Gottesver-

ehrung noch um Gelehrsamkeit, auch nicht um einen vorbildlichen Lebenswandel zu tun war, sondern in erster Linie um die Pfründen und sodann um die tägliche Präbende, welche einem jeden von ihnen in Form zweier Pokale Wein und zweier Brote seit alters her zustand. Vermutlich ward auch nicht selten allzu hingebungsvoll pokuliert, und zwar nicht nur in der Chorherren-Trinkstube im Tortum, der heutigen Hofkellerei, sondern auch unten in der Stadt. Auch hatten die Kanoniker damals noch Wohnung zusammen mit dem Bischof, was manch einem unter ihnen anscheinend wenig behagte und auch wohl mit Geschick umgangen wurde. Um ihre Bildung mag es dannzumal bestellt gewesen sein so ungefähr wie um die manch eines Pfründers am Großmünster zu Zürich; es gab dort, wie man weiß, Leute, welche mit knapper Not die Kunst des Lesens, nicht aber die des Schreibens beherrschten.

In Zürich konnte, laut Stiftsstatuten von 1346, keiner Kanoniker werden, der nicht sein zwanzigstes Altersjahr zurückgelegt hatte; jedoch hurtig ward, um gegebenenfalls auch jüngeren Junkern aus bedeutenden Familien den Zugang zu ermöglichen, die Formel gefunden, es würden einem Anwärter allenfalls «die Monat, welche er in Mutterleib zugebracht darvon abgerechnet». Zu Chur ließ Bischof Luzius Iter, der von 1541 bis 1549 residierte, eine neue Propstei errichten für seinen Neffen, den damals, 1546, als der Bau vollendet war, wahrhaftig erst zwölfjährigen Dompropst Andreas von Salis. Das Haus, mit den Wappen Iter und Salis auf dem Türsturz und seinem zweistökkigen Erker, steht, umgewandelt und erweitert im vorigen Jahrhundert, ansehnlich noch heute. Man sieht, zu Chur wie in Zürich gelangten junge Leute, vor allem wenn sie magistralen Geschlechtern angehörten, sehr früh zu Chorherrenstellen. Und hier wie dort scheinen sie reiselustig und häufig außer Landes gewesen zu sein.

Den Bürgern von Zürich ward die Sache odios. 1417 erreichten sie vom Papst eine Verfügung, «kraft welcher diejenigen Chorherren, so nicht im Jahr wenigstens 10. Monat zu Zürich zugebracht, ihre Einkommen verwürkt haben sollen; es wäre dann, daß einer Studierens halber wegen sich auf Hohen Schulen befände». Schon fast zweieinhalb Jahrhunderte früher, anno 1177, hatten sich die Einwohner der Großmünstergemeinde beschwert, sie würden oftmals gottesdienstlicher Betreuung und Seelsorge ermangeln, «da der größte Theil ihrer Geistlichkeit sich außert der Stadt aufhalte, und der übrige sich vornehmlich dem Gesang und Ämterhalten wiedme».

Auch den Herren des Churer Hochstifts lag das Dominium Plebis ob, will sagen, es hatten ihrer einige als Leutpriester die Einwohnerschaft der Stadt zu betreuen mit Predigt und Seelsorge. Jedoch auch sie scheinen ihre Verpflichtungen zuzeiten nur recht obenhin erfüllt zu haben.

Unter Bischof Heinrich III. von Montfort, einem Abkömmling aus dem Grafen-Geschlecht derer von Montfort, Herren zu Feldkirch im Vorarlberg, ward am 19. Juni 1272 die Gesamteinweihung der neuen Kathedrale vorgenommen, deren Bau sich mit Unterbrüchen weit über hundert Jahre hingezogen hatte. Dieser Bischof Heinrich muß dann noch im selben Jahre gestorben sein. Seine Nachfolge übernahm alsbald und bis zu seinem Tode im Jahre 1282 Conrad III. von Belmont. Das Leben der höchsten Geistlichen in dem uralten Alpenbistum war fährnisreich in alter Zeit; denn die Bischöfe, Herrscher über viele Ländereien, über Handel und Wandel in weitem Umkreis, waren immer wieder auch in weltliche Händel verstrickt, waren übrigens gefürstet seit dem Jahre 1141. Des genannten Conrads Nachfolger, wiederum gleich seinem Vorgänger ein Montfort, Fürstbischof Friedrich I. (1282—1290), beispielsweise erlitt ein grausames Schicksal; er wurde von König Rudolf von Habsburg anderthalb Jahre lang gefangen gehalten und ist dann bei einem Fluchtversuch zu Tode gestürzt.

Doch zurück zu den säumigen Domherren jener Zeit. Bischof Conrad III., Abkömmling jener Belmont, welche ihr Stammschloß hoch auf einem Felsen zwischen Flims und Hohentrins stehen hatten und Herren waren von Flims, Ilanz, der Gruob, dem Vals und dem Lugnez, hat — um seine Kapitularen zu disziplinieren — im Jahre 1277 strenge Maßnahmen ergriffen. Wir fanden ihrer einige aufgeführt in einer dünnen Broschur, welche Christian Kind (1818—1884), damals noch Pfarrer zu Saas im Prättigau, 1859 beim Buchdrucker und Verleger Hitz in Chur unter dem Titel «Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte. Ein Versuch» hat erscheinen lassen. Es interessierten diesen Pfarrherrn aus dem letzten Jahrhundert, gleich seinen Zeitgenossen, den Gelehrten Mohr, Vater und Sohn, brennend die Urkunden aus alter Zeit. Später wurde er Churer Stadt-, dann Staatsarchivar. Im mittleren der drei Kapitel seiner kleinen Schrift kommt er auf die kirchlichen Verhältnisse im alten Chur zu sprechen.

«Was nun das innere Leben des Domcapitels betrifft», schreibt Pfarrer Kind, «so waren zwar die Stellen sehr gesucht, und bei einzelnen Urkunden erscheinen eine namhafte Anzahl von Canonikern. Aber die Mitglieder des Capitels entzogen sich dem gemeinsamen Leben, sodaß das Monasterium S. Mariae (= gemeint ist das damalige Domstift), in welchem sie das regulare Leben führen sollten, leer stand und kaum die Leute zur Besorgung des täglichen Gottesdienstes, zur Matutin und Vesper und zum Besingen der Altäre in Folge von Jahrzeitstiftungen aufgebracht werden konnten. Man mußte durch die Bestimmung entgegentreten, daß nur die anwesenden Canoniker ihre Präbende beziehen könnten; die Präbende bestand aber in zwei Pocal Wein täglich und zwei Broten. Anderseits führte man, um den Zudrang zu den Canonikaten zu mindern, eine Investiturabgabe von einer Mark Silber ein. Jeder neue Canoniker mußte nämlich entweder den Talar mitbringen oder dafür eine Mark Silber entrichten. Indem Bischof Conrad von Belmont darauf bedacht war, ebensosehr den ökonomischen wie den gesellschaftlichen und kirchlichen Bestand des Capitels zu fördern, ist es

nicht uninteressant, auch einige seiner Capitelsstatuten hier einzureihen.

Der Probst des Capitels sollte ohne Rath desselben nicht mehr über den Vermögensbestand verfügen dürfen; die Präbenden abwesender Canoniker wurden beim Propst von St. Luzi deponirt. Die Studenten und die zwei Capellane des Bischofs wurden dagegen auch im Fall der Abwesenheit mit der täglichen Präbende bedacht. Versäumniß und Verspätung bei den Capitelsversammlungen bewirkten, daß den Strafbaren eine ganze Woche die tägliche Präbende entzogen wurde. Der Stiftsammann mußte alle 14 Tage Rechnung ablegen, und für seine Verwaltung Bürgschaft stellen. Nur für vacante Pfründe durften fortan neue Wahlen getroffen werden.

Die Regelung des Gottesdienstes betreffend, ward festgesetzt, daß die Versäumniß oder Verspätung der Matutin mit Entziehung des Weins bestraft wurde, und wer erst nach dem Kyrie zur Messe kam, das eine Brot einbüßte. Wer die Vesper versäumte oder verspätete, verlor das andere. Der Besuch von Wirtshäusern war den Canonikern bei Strafe von 1 Schilling untersagt; gleiche Strafe traf die Priester für Versäumniß der Messe. An den hohen Jahresfesten durften nur Canoniker im Chor funktionieren. Waren die im Wochendienst befindlichen alsdann säumig, so wurden sie doppelt, sowohl mit Entziehung der Tagespräbende als mit 1 Schilling Geld bestraft.»

Was aber die Domherren vollends in helle Aufregung versetzte, das war eine andere, sehr viel tiefer greifende Maßnahme ihres Bischofs. Conrad von Belmont nämlich ließ Dominikaner, ließ Leute des Prediger-Ordens in sein Bistum bitten. Im gleichen Jahre 1277, als er durch die soeben geschilderten Verfügungen die Kirchenzucht in seinem engeren Bereich auf dem Hof mit aller Strenge wiederherzustellen unternahm, entsandte er einen verläßlichen Mann nach Deutschland, die Sache in die Wege zu leiten. Kind schildert das folgendermaßen:

«Endlich bedachte der Bischof Conrad auch den Zustand des Volks, das unter seinen Leutpriestern vielfach verwahrlost wurde. Um der Volksbildung und Seelsorge nachzuhelfen, entschloß er sich, den damals eben aufblühenden Dominikanerorden nach Chur zu berufen. Ein Ministeriale des Bischofs, ohne Zweifel der Ritter Conrad von Castelmur, hatte bereits eine Hofstatt zur Gründung eines Hauses der Predigerbrüder bezeichnet.

Ulrich von Wädeschwyl reiste im Namen des Bischofs nach Regensburg, um das dortige Provinzialcapitel von den Absichten des Bischofs in Kenntniß zu setzen und die Anordnung einer Mission zu erwirken. Die ersten Brüder kamen ohne Zweifel von Zürich oder Constanz, den nächstgelegenen Ordenshäusern herauf, da der erste Prior ein Heinrich von Schaffhausen, der andere ein Heinrich von Embrach, der dritte ein Lütold war.»

Fügen wir hier ein, daß in der Tat die Dominikaner sich schon im Jahre 1231 in Zürich niedergelassen hatten und in mancherlei Mission anscheinend oft unterwegs waren; denn in seinem dringlichen Sendschreiben nach Regensburg hatte der Bischof auch geltend gemacht, «ein Haus für die Brüder, so nach der Lombardei reisen» sei zu Chur, Ausgangspunkt der Bündner-Pässe (das Bistum kontrollierte damals als wesentliche Einnahmequelle mit Zöllen und Weggeldern rigoros die Septimerroute und versuchte den Verkehr auf der sog. Unteren Straße, derjenigen durch die Via Mala und über den Splügen, möglichst zu unterbinden), sehr vonnöten, damit sie vor der beschwerlichen Überquerung des Gebirgs von Ihresgleichen ordentlich versorgt würden und «nicht soviel wie bisher von der Bergwanderung zu leiden hätten». — Es existierten dannzumal auf dem Gebiete der nahen Eidgenossenschaft schon eine ganze Anzahl Niederlassungen des Prädikanten-Ordens, nicht nur in Zürich, auch in Bern und in Basel. Von ihnen allen — es waren schließlich auf Schweizerboden ihrer neun — war das Churer Predigerkloster (abgesehen von einem in Zofingen, das jedoch keine zwanzig Jahr lang bestanden hat) das letzte im Gebiet der deutschen Schweiz gegründete Dominikanerstift. — Vergeblich hatten die Domherren auf dem Hof gehofft, es möge dieser Kelch an ihnen vorübergehn.

Die mächtig aufstrebende Bruderschaft des Heiligen Dominikus ließ sich nämlich damals nicht lange bitten. Schon im Jahre 1280 wurde ihr erstes Churer Klösterchen, dessen Standort man nicht mehr kennt, in aller Form in den Ordensverband aufgenommen. Pfarrer Kind schildert die Vorgänge folgendermaßen:

«Der Bischof hatte eine ungemein große Achtung vor den Leistungen des Ordens, und er sprach sich in seinem Sendbrief in einer Weise aus, daß er fast zum Voraus auf den Widerstand seines Clerus gefaßt sein konnte. Wie die Sonne den Tag, so erleuchtete der Orden die ganze Kirche mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit. — Die Brüder bekamen indessen anfänglich einen harten Stand, da die Weltpriester in ihrem Auftreten Eingriffe in die Pastoration (in foro conscientiae) wahrnahmen oder besorgten. Belmonts Nachfolger, Friedrich von Montfort, sah sich veranlaßt, dem Klerus freundliche Aufnahme der Prediger zur Pflicht zu machen. Dennoch wurden der Erbauung einer Kirche des Ordens die schwersten Hindernisse entgegen gestellt. In kurzer Zeit brannte das Gebäude zweimal nieder, das zweite Mal nachdem schon zwei Altäre errichtet und geweiht waren. — Nur allmählich legte sich der Widerstand und gelang es den Brüdern, mittelst einzelner Vergabungen festen Fuß zu fassen.

Der Ritter Conrad von Castelmur setzte den Bischof zum Universalerben ein und bestimmte in seinem Vermächtnis dem Dominikaner Convent 80 Pfd. Maylisch. Bald hernach, 1292, errichtete Judenta Gerber eine Jahrzeitstiftung für sich im Predigerkloster. 1299 konnte dann endlich die Klosterkirche durch Bischof Sifrid von Gelnhausen geweiht werden.»

Soweit die Ausführungen Pfarrer Kinds. Hiezu einige Ergänzungen:

Außerhalb der Stadt, auf jenem von einem Edlen von Castelmur geschenkten Grundstück, haben die rührigen Brüder vom Orden des Heiligen Dominikus vermutlich nur wenige Jahre gehaust. Schon 1288 ward ein Weingarten innerhalb der Stadtmauern erworben und darauf unverzüglich mit dem Bau eines neuern größeren Klosters und dazu einer Kirche begonnen. Schon am 6. Dezember genannten Jahres ward darin der Hochaltar zu Ehren des Heiligen Nikolaus geweiht und bei dieser Gelegenheit all denen, welche die Brüder durch Almosen, Handreichungen beim Bau, durch Lieferung von Materialien usw. unterstützt hatten, großzügiger Sünden-Ablaß gewährt. Am 26. April 1299 erfolgte die Weihe des Chors mit insgesamt fünf Altären. Fortan spielte das Nicolai-Kloster mit seinen emsigen Brüdern und die Churer Bettelordenskirche in der damals noch gänzlich romanischen Stadt eine bedeutende Rolle bis zur Reformation, obwohl die ganze Anlage noch wiederholt von heftigen Feuersbrünsten heimgesucht werden sollte. Am 29. August des Jahres 1350 verbrannten, laut Poeschel, «die Kirche, das Dach des Chors, die Glocke, der Glockenturm und die Wohngebäude der Brüder». Bei dem bösen Brand vom 23. Juli 1574, als das Kloster lange schon von den Mönchen geräumt und zur Schule geworden war, wurde die große Bibliothek unwiederbringlich ein Raub der Flammen.

Zeit, endlich ein paar Worte auch über die Anfänge des Dominikaner- oder Predigerordens zu sagen. Sein Stifter, der Heilige Dominikus, ein theologisch geschulter Mann, gebürtig aus Kastilien, dem altspanischen Geschlecht der Guzman entstammend, starb, etwa fünfzig Jahre alt, im Jahre 1221 zu Bologna. 1215 hatte er mit Gesinnungsgenossen ein erstes Kloster zu Toulouse gegründet, drei Jahre später, nachdem der Orden schon 1216 durch den Papst bestätigt worden war, eines in Bologna. Die Brüder lebten anfänglich als Prediger und Seelsorger in apostolischer Armut, ein Bettelorden ohne Bindung an eine einzelne Kirche. Bald schon wurden markante Ordensleute an die Universität von Paris, auch nach Rom und Spanien entsandt. Schon im Todesjahr des Stifters war sein Orden in ganz Europa verbreitet. Große Mystiker wie Meister Eckehart, Professor an der Sorbonne, später Prediger zu Straßburg und Köln, auch dessen Schüler Heinrich Seuse, der Ritterfamilie von Berg bei Weinfelden entstammend, und der hinreißende, allseits hochverehrte Prediger Johannes Tauler gehörten ihm an und im Laufe der Zeit unzählige hohe Kirchenfürsten, unter ihnen vier Päpste. Die ursprüngliche Armutspraxis ward aufgegeben, als ab 1475 Papst Sixtus IV. dem Orden Besitz und feste Einkünfte erlaubte. Missionare wurden ausgeschickt in alle Welt. Erst 1923 hat man der Kongregation auch einen sogenannten Dritten Orden für Weltleute angegliedert.

Den alteingesessenen Kirchenleuten waren die vormals anscheinend mit größter Hingabe und Selbstlosigkeit um das geistliche Wohl des Volkes besorgten Predigermönche wie gesagt ein Dorn im Auge, und zwar durchaus nicht nur in Chur. In Zürich beispielsweise hatten sie langhin genau denselben schweren Stand, verfolgten jedoch auch dort mit unbeirrbarer Konsequenz ihre Ziele, gewannen sich Freunde und Gönner in allen Gesellschaften, wurden verehrt vor allem von den Armen, von den aufgescheuchten alteingesessenen Geistlichen jedoch großenteils erbittert gehaßt. Ihr Gotteshaus in Zürich ist, im Gegensatz zur ehemaligen Nicolai-Kirche in Chur, noch heute in Gebrauch, steht freilich im Dienste der reformierten Gemeinde.

Es lohnt sich, zum Abschluß wenigstens auszugsweise eine Schilderung der Dominikaner in Zürich, welche dort — Jahrzehnte schon, ehe sie nach Chur berufen wurden — Fuß gefaßt hatten, wiederzugeben. Der Bericht stammt aus dem erstmals 1742 von Bluntschli publizierten Nachschlagewerk «Memorabilia Tigurina oder Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, berichtiget, vermehrt, und bis auf itzt fortgesetzt von Anthonius Werdmüller, von Elgg, erschienen bei Orell, Geßner, Füßli und Compagnie, 1790». Unverhohlen deutlich ist ihm zu entnehmen, daß der Chronist, so manches Jahrhundert noch nach den dargestellten Ereignissen, die Hartnäckigkeit der Bettelmönche und ihre unerhörte Zielstrebigkeit genau so mißbilligte wie seinerzeit die um ihren Ruf und ihre Einkünfte bangende Geistlichkeit. Der Abschnitt trägt den Titel

«Prediger-Dominicaner-Mönchen und Kirche».

Ihm seien folgende Passagen entnommen:

«Die Kirche zum dem H. Geist, gemeinlich zu den Predigeren genannt, liegt in der großen Stadt an der Stadt Ringmauer, zwischen dem Cronen- und Niederdorfer-Thor, und an der einten Seite des Spithals, und macht die vierte Pfarr-Kirche der Stadt Zürich aus. Sie gehörte ehemals den Dominicaner- oder Prediger-Mönchen zu, welche wenige Jahre nach der Stiftung des Ordens Ao. 1231. zu großem Verdruß der übrigen Geistlichkeit in die Stadt aufgenohmen, St. Nicolaus Capelle in der Brunngaß ihnen übergeben, und eine dabey gelegene Hofstätte samt einem geräumigen Platz überlassen worden, auf welchem sie durch die reiche und großmüthige Beysteuren einiger adelichen Bürger, und durch die freywillige Frohndienste der ärmeren Bürger unterstützt, ihr Kloster, Kirche und Kirchhof erbauet, und bis Ao. 1240. vollendet haben. — Die ersten in Zürich angekommenen Dominikaner erhielten mit Noth ein Oratorium oder Bäthaus in dem Garten der dermaligen Vorstadt zu Stadelhofen. Aber der mächtige Schutz, den ihnen der Pabst Gregorius IX. gab, und die kräftigen Empfehlungsschreiben der Hohen Domstift Sankt Thomas zu Straßburg für sie, bahnten und öfneten ihnen den Weg zur Aufnahme inner die Ringmauern der Stadt: Und damit die Clerisey zu Zürich sich dieser Aufnahme aus Besorgniß der Kränkung und Schmählerung ihrer Gottesdienstlichen Einkünfte nicht allzusehr widersetze, be-

fahl Gregorius, daß niemand an den Hohen Fästtagen und den Feyrtagen der Apostlen und Johannis des Täufers bey den Dominicaneren vor Endigung der Frühmesse in den übrigen Kirchen den Zugang haben, und daß auch keiner bey ihnen bestattet werden solle, er sey denn zuvor in seine ordentliche Pfarrkirche getragen, und die gebührende Abgabe daselbst für ihn bezahlt worden. — Bey der unglücklichen und förchterlichen Feuersbrunst, die Ao. 1280. einen sehr großen Theil der größeren Stadt in Aschen legte, kauften die Dominicaner, auf die Darleihungen ihrer Ordensbrüder zu Straßburg hin, einen beträchtlichen Theil der Brandstätte an sich: Nämlich von der Wullweber- oder jetzigen Brunngaß an bis weit in das Niederdorf hinunter auf der östlichen Seite der Hauptstraße, und legten da Gebäude und Gärten an, sodaß zuletzt der Rath genöthiget ward, ihnen den ferneren Ankauf zu verbieten —.» Der Chronist fährt dann erbittert fort, die Dominikaner seien unersättlich gewesen, hätten mit allen Mitteln versucht, «die Beicht allenthalben an sich zu ziehen, die Sterbende zu bereden sich ein Begräbnuß bey ihnen auszuwählen und überhaupt alle Kirchen-Gefälle, Opfer und Seelenmessen an sich zu reißen, so daß die an ihren Einkünften äußerst gekränkte Clerisey bittere und heftige Processe gegen diese Usurpationen der Dominicaner in den Jahren 1288. und 1300. führte.» — Viel später, zu Zeiten Zwinglis, ward mit ihnen dann eigentlich recht schonend verfahren. «Bey der Glaubensverbesserung ward den 3. Dec. 1524. erkennt: Die jungen fähigen Mönchen zu den Studien anzuhalten oder sie Handwerke lernen zu lassen und den alten den Genuß ihrer Pfründen lebenslang zu überlassen.» — Zum Schluß wird mitgeteilt, es sei dieser Pfarre zur Predigeren derzeit, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, «nebst vast dem halben und zwaren dem unteren Theil der größeren Stadt, auch noch die in der Obervogtey der IV. Wachten gerade vor der Stadt gelegene Gemeinden Flunteren, Ober- und Unterstraß kirchgenössig».

Was nun Chur betrifft, so verfügten, laut Poeschel, die Kommissäre des Gotteshausbundes im Jahre 1538 die Einziehung sämtlicher Besitzungen des mittlerweile auch seinerseits recht reich gewordenen Nicolai-Klosters. Die Güter wurden als Erblehen an Churer Bürger vergeben. Im mittlerweile von den Mönchen verlassenen Konventsgebäude — anscheinend weiß niemand, wohin sie gezogen — wurde eine Lateinschule errichtet.

Nach schwierigen Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius erfolgte am 26. Oktober 1658 endlich der Verkauf der gesamten Nicolai-Anlage an die Stadt, und zwar mit der dezidierten Auflage, daß die Klosterkirche nicht für den evangelischen Gottesdienst Verwendung finden dürfe. Wenige Jahre später ward ihr ein zur Aufnahme von Korn bestimmtes Gewölbe eingebaut und sinnvoll darüber zwei Räume zuhanden der Pfisterzunft, zu welcher nicht nur die Bäcker, sondern u. a. auch die Müller, die Kornfuhrleute und die Wirte gehörten. Bis auf den heutigen Tag hat die ehemalige Churer Bettlerordens-Kirche allen möglichen Zwekken gedient, war einmal auch Zeughaus, war Salzdepot und birgt heute Läden und Amtsräume. Das Kloster wurde nach manch baulicher Umänderung endgültig zur Lehranstalt bis auf den heutigen Tag; sein Ostflügel war zwischen 1811 und 1850 Sitz der Kantonsschule, einige Zeit dann auch Lehrerseminar und dient Schulzwekken auch noch heute. Der Friedhof der Dominikaner aber, südlich der Kirche innerhalb der großen Klosterumfriedung gelegen und einst von einer eigenen Mauer umschlossen, ward zum heutigen Kornplatz.

Vor 400 Jahren brannte Chur

«Als Ao. 1574. den 23. Heumonat zu Chur in Bündten eine große Brunst entstanden, und bey 217. Firsten verbrunnen, schikte der Lobl. Magistrat von Zürich Junker Sekelmeister Schwerzenbach dahin ab, die dasigen Bürger zu trösten, und ihnen schuldiges Mitleiden zu bezeugen. Der Magistrat verehrte ihnen nicht nur 200. Mütt Kernen, sondern lehnte ihnen auch 10 000 fl.» — Diese Notiz fanden wir in den «Memorabilia Tigurina», welche 1742 in Zürich erstmals und 1780 dann, erweitert und berichtigt, abermals erschienen sind.

Die Anregung zu solcher Freundschaftsbezeugung war von dem damals soeben siebzig Jahre alt gewordenen Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger am Großmünster in Zürich, der dann im Jahre darauf gestorben ist, ausgegangen, einem Geistlichen, der sich für Menschen in Bedrängnis stets ungesäumt einzusetzen pflegte, vielen Glaubensflüchtlingen Asyl geboten hat und mit mehreren Bündner Kollegen in lebhaftem Briefwechsel stand. Einen ersten Bericht über den katastrophalen Brand bekam der große Kirchenherr schon unterm Datum vom 26. Juli von Thomas Egli, dem damaligen Pfarrer an der Martinskirche zu Chur, zugestellt und Nachträge dazu knappe vierzehn Tage später von ebendemselben, nachdem der von der Zürcher Regierung entsandte Junker bereits herbeigeeilt war, die so schwer heimgesuchten Churer «zu trösten».

Die Jahrzahl 74 hat sich für Chur und Umgebung zu wiederholten Malen als verhängnisvoll erwiesen. Die Stadt wurde nämlich auch hundert Jahre nach dem Brand, der im folgenden geschildert werden soll, von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht. Kaplan Felici Maissen hat in seiner 1960 erschienenen Schrift «Der Churer Stadtbrand von 1674» einläßlich darüber berichtet. 1874 sodann, vor nunmehr hundert Jahren, haben die Flammen das Dorf Peist im Schanfigg bis auf drei Häuser vernichtet; der Grund, weshalb die Einwohner hernach von der sonst üblichen Bauweise in ihrem Tal, Holzstrick-Geschossen über gemauertem Sockel, entschlossen abwichen und ihr Dorf aus Steinhäusern neu er-

richteten. Es wurden auf feuerpolizeiliches Gebot hin vor allem die Schindeldächer im letzten Jahrhundert mehr und mehr ersetzt durch Ziegel-, später durch Eternit- und endlich vielenorts leider auch durch häßliche Eisenblechdächer. Im Jahre 1823, als Hemmi seinen Churer Stadtplan schuf, soll freilich noch immer etwa ein Drittel der Häuser und Ställe, selbst in Chur, mit Schindeln gedeckt gewesen sein. Im 16. Jahrhundert waren es noch nahezu allüberall in der Stadt Bretterschindeln, mit großen Feldsteinen beschwert. Bei Sebastian Münster in seiner 1544 bei Petri in Basel und 1550 dann abermals erschienenen «Cosmographia universalis» heißt es, Churs Dächer seien «unflätig mit großen schindlen und steinen gedeckt».

An der Kantonsschule zu Chur wirkte um die Jahrhundertwende als Lehrer für alte Sprachen der Gelehrte Dr. phil. Traugott Schieß, geboren am 30. Oktober 1864 in München; 1901 hat er Graubünden verlassen, ward Stadtarchivar und später Stadtbibliothekar in St. Gallen und starb dort, lange schon mit dem Dr. theol. h. c. der Universität Heidelberg ausgezeichnet, am 9. Februar 1935. Die Vorarbeiten zu seinem monumentalen Werk in drei Bänden, «Heinrich Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern», erschienen in den Jahren 1904, 1905 und 1906, hat er zweifellos in seiner Churer Zeit geleistet. Professor Schieß war es, der 1899 in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft zu Chur über den entsetzlichen Brand von 1574 berichtete, ein Ereignis, welches damals, gleich jener beklemmenden Katastrophe, welche schon 1464 ganz Chur innerhalb seiner Stadtmauer eingeäschert hatte, längst gänzlich in Vergessenheit geraten war. Sein Vortrag ist hernach gedruckt worden. Schieß hatte den umfassenden Bericht eines Augenzeugen ausfindig gemacht, vergilbte zehn Manuskriptseiten im Folioformat, ein Brief, in lateinischer Sprache abgefaßt von dem oben erwähnten Thomas Egli, Stadtgeistlicher an der Martinskirche zu Chur seit dem Jahre 1566, gerichtet an seinen Amtskollegen und Freund Scipio Lentulus zu Chiavenna, einen gebürtigen Neapolitaner, der als Neugläubiger aus seiner Heimat hatte flüchten müssen und hernach zu Cläven reformierter Prediger geworden war. Es hatten die beiden Pfarrherren einander gegenseitig einen Sohn zur Erziehung übergeben. Der Knabe Raphael Egli wurde im Hause Lentulus' herangebildet, ein Lentulus junior mit Namen Paul weilte als Zögling im Pfarrhaus der Martinskirche zu Chur.

Es hat damals übrigens nicht nur der schreibgewandte Pfarrer Egli den furchtbaren Brand als Augenzeuge miterlebt. Auch der berühmte Geschichtsschreiber und Reformator des Engadins, Ulrich Campell, weilte just zu jener Zeit in Chur, war 1570, als er bereits sechzig war, dringlich an die Regulakirche berufen worden und hat selbstverständlich auch seinerseits Aufzeichnungen über den Brand hinterlassen. Seine wenigen Amtsjahre in der Hauptstadt waren übrigens von mancherlei Bitternis überschattet. Stichwort: die Affäre Planta! Im Jahre 1572 hatten die Churer Reformierten auf dem heutigen Rosen-Hügel an der Malixerstraße, wo vormals der Galgen gestanden hat, den des Hochverrats beschuldigten Schloßherrn von Rhäzüns, Dr. iur. Johannes von Planta, hinrichten lassen. Es hieß, er sei vom Papst angewiesen worden, in ganz Graubünden sämtliche der katholischen Kirche entfremdeten Güter zurückzufordern, worauf sie seiner und seiner Söhne Verwaltung hätten unterstellt werden sollen. Vor dem Strafgericht hatte der Angeklagte dann zwar beteuert, die Bulle des Papstes sei ohne sein Zutun an ihn gelangt. Jedoch das Urteil ward vollzogen, und hernach waren die beiden Stadtpfarrer Egli und Campell, wie anzunehmen ist, nicht zu Unrecht bald laut, bald leise bezichtigt worden, an der blamablen Angelegenheit nicht unbeteiligt gewesen zu sein. Andere Widerwärtigkeiten gesellten sich hinzu. Campell reichte jedenfalls im Frühling 1574 seinen Rücktritt ein, hoffte freilich insgeheim, jedoch wie sich zeigen sollte vergeblich, man werde ihn zurückzuhalten versuchen. Enttäuscht und gedemütigt ist er ein paar Wochen nach dem schrecklichen Brand «mit Weib und Kind samt seinem Hausrat über den Strela und Flüela» von dannen gezogen, nicht ohne «oberhalb des Hofes an der Schanfiggerstraße unter Thränen» von seinem Freund Thomas Egli Abschied genommen zu haben. Er fand dann einen neuen Wirkungskreis zu Schleins und ist dort, im Unterengadin, 1582 gestorben.

Es waren schlimme Jahre damals. Mit Blut und Grausamkeit ist das erste Lustrum der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts in die Geschichte eingegangen. 1570 hat im fernen Rußland Zar Iwan, den sie den Schrecklichen nannten — er hatte in einem Wutanfall eigenhändig seinen ältesten Sohn umgebracht —, bei der Einnahme von Nowgorod über die Hälfte der Einwohnerschaft der blühenden Handelsstadt kurzerhand niedermetzeln lassen. — In der Nacht vom 24. auf den 25. August 1572 begann man in Paris auf der Königin Geheiß die Calvinisten zu ermorden, die sogenannten Hugenotten, hat ihrer allein in der französischen Hauptstadt etwa 2000, in den Provinzen innert kurzem über 20 000 getötet. Die grause Nachricht verbreitete sich in Windeseile durch die ganze Christenheit. Auch lokales Unglück ängstigte die Menschen. Am 7. Mai 1572 schlug der Bitz «in den Glockenturm des Großmünsters (in Zürich) und brannte selbigen bis auf das Mauerwerk ab». Chur wurde 1573 mehrmals von Erdbeben heimgesucht und dann nochmals, und zwar besonders heftig, im Brandjahr selbst, am 28. Januar 1574.

Was Thomas Egli betrifft, so hat er die fürchterliche Feuersbrunst, welche dann im Sommer über die Stadt hereinbrach, gewertet einerseits als Strafgericht Gottes dafür, daß die Behörden den Pfarrer Campell so schmählich hätten ziehen lassen, anderseits als Rache des Himmels dafür, daß man so kurze Zeit erst nach dem blutigen Hugenotten-Gemetzel bereits wieder französische Werber im Lande duldete, trotzdem die reformierte Geistlichkeit damals solchen Kriegsdienst streng untersagt hatte. Es soll in jenem Sommer, als der

Brand wütete, zu Chur in der Tat ordentlich gewimmelt haben von wohlverstanden zum Kampf wider die Neugläubigen nach Frankreich gedungenen Söldnern, jungen Bündnern, herbeigeströmt aus allen Landesgegenden, welche sich hier zur Truppe formierten.

Es ist an jenem 23. Juli am hellichten Tage innert zwei Stunden nahezu ein Drittel der Stadt in Schutt und Asche gesunken. Das Feuer brach aus das Nachmittags um halb drei an der heutigen Poststraße, dem Rathaus gegenüber. Offen floß dort der schon im 12. Jahrhundert nachgewiesene, in der Felsenge von Sassal aus der Plessur abgezweigte Mühlbach dahin. Mit rasender Schnelligkeit hätten die Flammen sich dann in beiden Richtungen, besonders aber zum heutigen Kornplatz hin, fortgepflanzt. Im Bach seien die Mühlräder mitten im Wasser verlodert, die Mühlsteine zufolge der Hitze zersprungen. Es verbrannte das damals bereits zur reformierten Schule gewordene ehemalige Kloster der Dominikaner, St. Nicolai; die Kirche dort, welche nur mehr als Holzmagazin diente, stürzte ein. «Ein Torkel, der auf der andern Seite ans Kloster anstößt, mit gewaltigen Bäumen, die sonst mit Aufbietung allen Fleißes kaum in acht Tagen hätten verbrannt werden können, wurde samt allen Torkelgeschirren verzehrt —». Es verbrannte das an der Stelle des heutigen Gewerbeschulhauses hart an der Stadtmauer gelegene und erst zwanzig Jahre zuvor errichtete Spital. Im Kornhändler-Quartier, welches ungefähr der heutigen Unteren Gasse entspricht, gingen zusamt den Häusern auch Unmengen von gelagertem Getreide zugrunde. Beim Metzgertor drangen die Flammen über den Bach, erfaßten bis dicht vor die Pfarre St. Martin alle Häuser. Nur weil dann glücklicherweise Gegenwind aufkam, blieb Thomas Eglis und der Seinen Wohnstätte, das Zeughaus (es erhob sich damals an der Stelle, wo heute das Rätische Museum steht), der Bischöfliche Hof und der übrige Teil der Unteren Stadt verschont. Lichterloh brannte auch das Welschdörfli; es gingen dort viele Häuser, Ställe und Scheunen, auch das ansehnliche Gut St. Margrethen samt seiner Kapelle, welche bis zum Jahre 1538 den Mönchen von Churwalden gehört hatte, nun aber Besitztum des Churer Bürgermeisters Ambrosius Marti war, zugrunde. Bitter mag dieser anscheinend ungemein wohlhabende Herr Stadtpräsident es damals bereut haben, daß in seinem Revier sogenannte Feuereimer anscheinend überhaupt nicht vorhanden waren. Laut Campell soll ihm von seinen sechs in und außerhalb der Stadtmauern gelegenen Häusern ein einziges, und auch dieses nur halbwegs, erhalten geblieben sein; die andern, welche mit zu den schönsten der Stadt gehört hatten, seien zusamt all ihrem kostbaren Hausrat ein Raub der Flammen geworden. Schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden auch vier der fünf stattlichen Zunfthäuser. Um den Wiederaufbau nach dem vernichtenden Brand von 1464 zu fördern, hatte Kaiser Friedrich III. den Churern gleich hernach die Einführung von Zünften gestattet, worauf deren vier für die Handwerker und als fünfte diejenige der Grundbesitzer, der Herrenkasten, unter dem Namen Rebleuten-Zunft gegründet worden waren. Alle fünf errichteten sich in der hölzernen Stadt ihre Häuser aus Stein. In seiner ursprünglichen Form weitgehend erhalten und vom Feuer verschont blieb vor vierhundert Jahren einzig das an Pfarrer Eglis Wohnstätte angebaute Zunfthaus der Schneider (heute Kirchgasse 14), zu deren Gilde auch die Kürschner, Weber, Seiler, Hutmacher gehörten.

Auch in dem mörderischen Brand, welcher bloße zwei Jahre später, 1576, ausbrach und weitere 74 Häuser und 62 Ställe, vorwiegend zwischen der Unteren Reichsgasse und dem Mühlbach gelegen, zerstörte, blieb das Haus, in dessen unmittelbarer Nähe später dann der Obere Spaniöl erbaut wurde, unversehrt. 1576 war übrigens nicht Fahrlässigkeit im Spiel, sondern Brandstiftung. Es hauste dannzumal, laut Campell, der Hauptmann Stör mit einer Rotte übler Spießgesellen, einer eigentlichen Räuber- und Diebsbande, im Lande. Die Churer haben den endlich ertappten Bösewicht dann 1578 gehenkt.

Nach diesen verheerenden Feuersbrünsten fanden sich etliche Churer unversehens von allem Hab und Gut entblößt und gänzlich verarmt. Ihrer viele verließen in jenen bösen Jahren die Stadt auf immer, und die französischen Werber bekamen unversehens junge Männer in Sold, mehr als sie sich je erhofft hatten.

Und nun, in der Verdeutschung des Traugott Schieß, wörtlich ein paar Passagen aus dem erwähnten Brief, welchen der Pfarrer von Sankt Martin wenige Tage nach dem Brand nach Chiavenna sandte.

Nachdem er die schlimmen Zeitenläufe bitteren Herzens bedacht hatte, schickte er sich an, dem Freund und dem Sohne die Ereignisse «der Reihe nach» zu schildern. Der Brand war am Mühlbach in einem an die Herberge «Zum goldenen Storchen» angebauten Hühnerstall ausgebrochen. «Der Hühnerstall gehörte unserem Stadtschreiber. Nun hatte dessen Gattin einer Dienerin befohlen, jenen von Hühnerläusen ergriffenen Stall mit dem Besen zu reinigen; die trunkene und unverschämte Magd aber nahm einen Feuerbrand vom Herd des nahen Gasthauses und eine Hand voll Stroh aus dem nächsten Heuschober und betrat vor den Augen der Zimmerleute, welche in nächster Nähe ihrer Arbeit nach giengen, den Hühnerstall, legte das Stroh auf die glühenden Kohlen, offenbar in der Meinung, durch den Rauch und die Zugluft die Läuse vertilgen zu können, verschloß darauf, ehe die Flammen aufstiegen und dieser Zunder in Brand kam, die Thüre und gieng weg. Als aber der gerade wehende heftige Wind die da und dort emporsteigenden Flammen reißend erfaßt und durch die Ritzen in den daneben stehenden Heuschober hineingeblasen hatte, ergriff er allmählich mit verstärkter Gewalt den ganzen Heuschober —. Mit welcher Schnelligkeit und wie verheerend daraufhin die Wut des Feuers um sich griff, das kann in Worten niemand genügend ausdrücken. —» Fügen wir hier ein, daß jener Stadtschreiber, dem der fatale Hühnerstall gehörte, laut Campell Daniel Gugelberger (von Moos) hieß, «welcher hinterher um 700

Goldgulden gestraft wurde, weil man der mangelnden Aufsicht seiner Gattin über ihr Gesinde einen Theil der Schuld beimaß», und daß bei dem Brande fünfzehn Menschen ihr Leben einbüßten.

Pfarrer Egli fährt dann fort: «Rasch aber eilten, als vom Turm mit der Glocke und dem schaurig tönenden Horn das Zeichen gegeben war, die Bürger und die nächsten Nachbarn vom Lande zur Hilfe herbei. Da jedoch übermenschliche Anstrengungen und Daraufgießen von Strömen Wassers nichts nützten, wurde die nahe Herberge erfaßt und vernichtet, und das Feuer näherte sich eilig auch dem dritten Hause, um es zu verzehren. Dann sprang es schnell, einige dazwischen liegende Gebäude nur wenig beschädigend, von Haus zu Haus, wie eben der Wind es forttrieb, und ergriff auch ziemlich weit abliegende Gebäude. Und nicht weit vom ersten Heuschober waren noch mehrere andere gestanden, die, über Erwarten schnell erfaßt, den wütenden Flammen Nahrung zuführten. Infolgedessen wurde dieser Stadtteil, der fast ganz nur von Kornhändlern besetzt war, der Reihe nach ergriffen und stürzte elendiglich zusammen, das Feuer aber drang durch die brennenden Stadttore in die Vorstadt und verheerte die Margarethenkirche und die Heuställe samt fast allen umliegenden Häusern, die kläglich niederbrannten. — Unterdessen konnten aber, während die Gewalt des Windes die Flammen auf jede Weise auseinanderjagte und mit unglaublicher Schnelligkeit die Schindeldächer erfaßt wurden, nur die wenigsten Leute für ihre Häuser sorgen und etwas mitten aus der Feuersbrunst reißen und wegtragen — da alles mit solcher Wucht und Schnelligkeit zusammenbrach, standen viele, mehr gleich Zuschauern, laut jammernd umher. — Viele, die ihre Kinder an Orte in der obern Stadt brachten und selbst zurückeilten, um noch etwas an sich zu raffen, mußten nachher gerade die Stätten, wo sie ihre Kinder geborgen hatten, hellauf brennen sehen.» Bilder des Elends in jeglicher Gestalt habe man beobachten können: «— ängstliche Mütter und schwache Wöchnerinnen, die mit ihren Kindern auf den Hügeln und in den Weinbergen umherirrten, Kleidung und Nahrung entbehrten, dort die Luft mit ihrem Jammergeschrei erfüllten, nichts als die gefräßigen Flammen von der Höhe herab gewahrten und unter freiem Himmel übernachten mußten, sich ängstlich fragend, wo ihre Väter, ihre Gatten wohl in Gefahr schwebten! — niemand konnte sich recht klar werden, was er thun oder wohin er sich wenden sollte.

Ich selbst hatte mich auf das gegebene Zeichen ebenfalls auf die Gasse begeben und wollte auch den Anfängen wehren; als ich aber sah, daß das Verderben durch keine Gewalt sich bändigen ließ, sondern weiter um sich griff, wandte ich bald meine Schritte zurück und barg daheim unter großer Unruhe die Bücher und meinen geringen Hausrat in unterirdischen Gemächern und Gewölben. — Kaum aber hatte ich den wertvollen Teil meiner Habe vom einen an den andern Ort gebracht, siehe, da hatte plötzlich das Feuer (das bei meiner Rückkehr nach Hause noch weit von unserer Wohnung entfernt war) unseren Stadtteil, der Kirche gegenüber, auch schon ergriffen und war von Haus zu Haus, gleich dem bleichen Tode an die Hütten der Armen und der Reichen pochend, mit unglaublicher Schnelligkeit bis zu uns gedrungen.» Es hätten sich dann Menschen in Menge, «ein gewaltiger Auflauf von Bürgern und besonders von Leuten vom Lande» beim Pfarrhaus zu St. Martin versammelt; ihrer etliche seien aufs Dach geklettert, hätten die Schindeln herausgerissen und die Flammen, welche die Haustüre fast schon verzehrt hatten, «durch Daraufgießen von Wasser und durch andere angefeuchtete Gegenstände» zurückgetrieben. «Inzwischen trug ich, während jene im oberen Teil des Hauses das Feuer zurückdrängten und die Laubsäcke, damit sie nicht den Brand verstärken sollten, samt vielen anderen Einrichtungsgegenständen und Geräten aus dem Fenster in den vorbeifließenden Bach warfen, im untern Geschoß einige zum Lebensunterhalt und für die Studien nötige, vorher vergessene Dinge auf den (bischöfl.) Hof weg.» Dorthin hatte sich mittlerweile Pfarrer Eglis hochschwangere Frau geflüchtet. Bei ihr verweilte er ein paar Augenblicke, eilte dann zurück und traf bei seinem Hause zwei mittlerweile herbeigeeilte Amtsbrüder aus der näheren Umgebung der Stadt vor, welche bei den Rettungsarbeiten aus aller Kraft mithalfen. Hätte jedoch nicht sehr bald darauf der aus dem Schanfigg mit Macht einfallende Südwind die Flammen hinweggetrieben, wäre alle Hilfe vergeblich gewesen. «So ist durch Gottes außerordentliche Gnade die Gewalt dieses Feuers geschwächt und unser Haus gerettet worden, obwohl die nächsten Wände in der Nachbarschaft die ganze Nacht hindurch ungebändigt brannten. Als aber die schlimme Nacht einbrach, bewachten etwa vierzig Landleute, die hier gleichsam auf Posten ausharrten, unser Haus, und daß nicht vielleicht etwas in dem feuchten, halbangebrannten Holz wieder auflebe, dafür sorgte väterlich der barmherzige Gott durch einen reichlichen Regen, den er um Mitternacht herabsandte.» Gleichwohl seien aber in der Nachbarschaft noch bis zur Morgenröte Flammen, Rauch und Asche hartnäckig «bis zum Himmel» aufgewallt. — «Um es in kurzen Worten zusammenzufassen: so gewaltig war diese Feuersbrunst, daß sie, zwanzig Häuser abgerechnet, den dritten Teil der Stadt, und noch dazu den schöneren, mitsamt der Vorstadt vernichtet hat. Aber nicht nur die Mauern und Wände hat dieses wütende Unheil verzehrt, sondern auch die meisten darin geborgenen Schätze, Kleider, Geldsummen, Silbergeschirr und andere sogenannte bewegliche Güter in Asche verwandelt.»

Und dann Eglis bitterer Nachsatz: «— nicht zu sagen, wie groß mitten in diesen Nöten die Frechheit im Beutemachen war, namentlich seitens der fremden Bettler, die wir durch unsere Gaben bis dahin zu schnödem Undank unterhalten hatten.»

Pfarrer Egli beschreibt sodann ausführlich, auf welch jammervolle Weise über ein Dutzend Personen damals umgekommen seien und daß

man einen jeden dieser Unglücklichen so ehrenvoll als möglich bestattet habe. Der Herr Bürgermeister Ambrosius (Marti) sei, vom Rauch betäubt, nur mit knapper Not «auf dem Rükken eines guten Mannes» mit dem Leben davongekommen. Traurig gibt er sich dann der Schilderung manch beklemmender Einzelheiten sonst noch hin. Es seien auch die Stadttore, die Brücken zu Schutt geworden. «Wer das Äußere und den Zustand unserer Stadt früher genau besichtigt hat, wird sich arg verwundern, daß ihre Schönheit in wenigen Stunden so furchtbar entstellt und verheert werden konnte.» Dinge seien geschehen, welche alle menschliche Glaubwürdigkeit und Erwartung überstiegen und nach Aussage etlicher Leute «die Folgen der Angriffe einer langwierigen Belagerung, des Anpralls von Wurfgeschossen und der heftigsten Stürme auf Städte weit hinter sich» zurückließen. Es hätten auch im Laufe der folgenden Tage irgendwo und irgendwann die Flammen immer wieder neu aufgezüngelt, hätten auch rings die Weinberge versengt «und erfüllten uns so häufig mit plötzlichem Schrecken, daß wir während der ganzen letzten acht Tage unseren Ruhebetten gar nicht oder nur wenig zur Last waren.»

Der lange Brief des Pfarrers zu St. Martin ward geschrieben am 30. Juli und 3. August zu Chur in Bünden, im traurigen Sommer vor nunmehr 400 Jahren. Eine schreckliche Heimsuchung sollte dann noch im selben Jahr über das vom Brand verschonte Pfarrhaus hereinbrechen. Es erkrankten im Oktober ein paar wenige Leute an der Pest, lagen hilflos darnieder im Leprosen-Haus zu Masans, unter ihnen Campells Nachfolger an der Regulakirche, der jüngere Johannes Pontisella. Pfarrer Egli ging hin, ihnen geistlichen Beistand zu leisten. Es war kein eigentliches Seuchenjahr. Nicht mehr als fünf Leute sind damals in Chur dem Schwarzen Tod erlegen, unter ihnen, als Opfer seiner Pflichttreue, der edle Pfarrer zu St. Martin. Niemals sollte er seinen lieben Freund Campell wiedersehen. Jener Abschied damals oberhalb der Stadt war ein Abschied auf immer gewesen. Was aus Thomas Eglis Frau, was aus seinen Kindern geworden ist — wir wissen es nicht. Unversehrt im Staatsarchiv zu Zürich aber liegt noch heute, von seiner Hand zu Papier gebracht, jener Bericht von dem Churer Stadtbrand, den wir hier, wenn auch nur auszugsweise, wiederum ans Tageslicht gezogen haben.

Johann Heinrich Lambert in Chur

Der erste Band der unlängst ins Leben gerufenen Reihe Historia raetica des Calven Verlags, vornehmen, mit seltenem Bildmaterial ausgestatteten Broschuren einheitlichen Formats, galt sinnvoll der Calvenschlacht und ihrem Helden Benedikt Fontana. Im zweiten nun hat der Churer Gelehrte Felix Humm, von Hause aus Musikwissenschafter, nach jahrelangen Vorarbeiten und Erkundungen in verstaubten Archiven seine Studie über den großen Naturforscher und Philosophen Lambert veröffentlicht,* verdienstlicher Beitrag zur Bündner Kulturgeschichte, über die bloße Darstellung von dieses Mannes Wirken und verschiedenen Aufenthalten in der alten Bischofsstadt hinaus sein Leben und seine Leistung mitbetrachtend von seinen Anfängen bis zu seines Lebens Ende. Er starb im gleichen Jahre wie Albrecht von Haller, 1777, im Alter von noch nicht fünfzig Jahren, ein Junggeselle und genialer Autodidakt, begabt mit ungewöhnlich lichter Erfindungs-, Abstraktions- und Kombinationskraft, der die Aufmerksamkeit der Besten seiner Zeit auf sich gezogen hat und als Mathematiker, Astronom, Physiker und Philosoph ein immenses Werk hinterließ. Johann III. Bernoulli (1744—1807), Abkömmling der berühmten Basler Gelehrtenfamilie, der schon mit neunzehn Jahren in Berlin zum Astronomen ernannt worden war, hat Lambert glühend bewundert, nahm sich seines Nachlasses an, der heute zum großen Teil in der Universitätsbibliothek Basel lagert, und gab in den Jahren 1782—1784 in fünf lange schon sehr selten gewordenen Bänden seinen «deutschen gelehrten Briefwechsel» heraus. Lambert korrespondierte mit Kant, Euler, Johann Georg Sulzer, Albrecht von Haller, mit vielen Wissenschaftern sonst noch, eingehend auch mit dem hochangesehenen Zürcher Mathematiker und Astronomen Johannes Geßner, war ein virtuoser, seine Erkenntnisse mit faszinierender Klarheit darlegender Briefschreiber übrigens auch in französischer und italienischer Sprache. Humm hat seiner Abhandlung auch etliche bislang unpublizierte Briefe einverwoben.

Kein Geringerer als Georg Christoph Lichtenberg, der sich Lambert in größter Ehrerbietung brieflich erstmals im Frühherbst 1773 genähert und ihn zu eben jener Zeit in einem Schreiben an Bernoulli als «großen Weltweisen und Mathematiker» bezeichnet hatte, ließ 1779 eine erste Lambert-Biographie erscheinen, vereinigte sie mit den Lebensbeschreibungen von Rousseau, Haller und Voltaire zu einem Bande, dem er dezidiert den Titel «Leben der berühmtesten vier Gelehrten unseres philosophischen Jahrhunderts» mitgab. — Auch in unserem Jahrhundert geschieht manches, das Andenken an diesen rastlos tätigen Gelehrten wachzuerhalten. 1942 erschien an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich aus der Feder von Max E. Eisenring eine Dissertation, in welcher seine Bedeutung für die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart erörtert ist; im Jahre darauf, mitten im Zweiten Weltkrieg, hat der Münchner Professor Max Steck im Dr. Georg Lüttke-Verlag, Berlin, nicht nur eine Bibliographia Lambertiana, sondern auch eine Neuausgabe seiner Arbeiten zur «Perspektive» besorgt, ein bedeutendes Werk, welches seinerzeit erstmals bei Heidegger in Zürich gedruckt worden war. Der Basler

* Felix Humm: J. H. Lambert in Chur 1748—1763, Calven Verlag, Chur 1972.

Gelehrte Andreas Speiser begann, ebenfalls in den 40er Jahren, mit der Herausgabe von Lamberts Opera mathematica. Eine auf zehn Bände veranschlagte Gesamtausgabe von Lamberts philosophischen Werken, betreut von Dr. H. W. Arndt, Mannheim, ist derzeit im Georg-Olms-Verlag in Hildesheim im Entstehen begriffen.

Johann Heinrich Lambert ist am 26. August 1728 zu Mühlhausen im Elsaß zur Welt gekommen. Längst schon besteht dort ein Lambert-Verein und hat man ihm, dem genialen Sohn eines geplagten Schneiders, ein Denkmal errichtet. Früh entrann er Nadel und Zwirn, zu welchen der Vater ihn hatte verpflichten wollen, wurde mit fünfzehn Jahren Buchhalter in einem Eisenwerk, verschaffte sich in heißer Wißbegier damals schon einläßliche Kenntnis auch über dessen technische Einrichtungen, erlangte dann den Posten eines Schreibers bei einem Basler Juristen, durfte dessen Vorlesungen an der Universität mitanhören und geriet darnach als blutjunger Präzeptor, noch keine zwanzig Jahre alt, nach Chur in das Haus des reichsten und angesehensten Bündners seiner Zeit, wurde engagiert von Peter von Salis (1665—1749), dem «führenden Staatsmann Graubündens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts» (Hans Roth-von Jecklin), jenem aus der Casa Antonio zu Soglio im Bergell stammenden, geistreichen und hochgebildeten Manne, den man damals seit Jahrzehnten schon ganz allgemein den «Envoyé» nannte, seit er sich nämlich in den Jahren 1710—1713 als Gesandter der Drei Bünde in England und den Niederlanden als glänzender Diplomat erwiesen und für die Heimat erhebliche Zugeständnisse ausgehandelt hatte. Für die horrende Summe von 18 000 Talern, welche er den ansäßigen Zünften als Ehrengeschenk überreichte, war es ihm 1727 gelungen, ins Churer Bürgerrecht aufgenommen zu werden, worauf er sich ungesäumt jenes ansehnliche, heute an der Poststraße gelegene, prunkvoll ausgestattete Barockpalais erbauen ließ, in welchem seit den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts die Bündner Gerichte ihren Sitz haben. Das denkwürdige Wirtshaus «Zum staubigen Hüetli», in welchem an der Fastnacht des Jahres 1639 Jörg Jenatsch ermordet worden war, überantwortete Peter von Salis, da es auf seinem Areal gelegen war, damals kurzerhand der Spitzhacke, ließ einen wundervollen Garten anlegen und installierte in seinem Hause eine großartige Bibliothek. Sie sollte dem redlichen Lambert zum unerschöpflichen Born werden. — Just in jenem Jahre 1748 übrigens, als der junge Hofmeister seine Stelle in dem vornehmen Hause antrat, wurde dem Envoyé und den Seinen vom Hause Habsburg auf alle Zeiten der Reichsgrafen-Titel verliehen. Es übernahm ihn hernach sein einziger Sohn, Hieronymus, der 1735 in London eine hochadelige Engländerin geheiratet hatte, sich zu Bondo unterhalb Soglio seinen eigenen Palazzo erbauen ließ und mit seinen Söhnen zum Begründer des noch heute in Blüte stehenden englischen Stammes der Salis wurde.

Der Bündner Adel jener Zeit, a priori auf eine einträgliche Offiziers-, Diplomaten- und hohe Beamten-Laufbahn aus, ließ seinen Söhnen dannzumal eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Lambert, vermutlich mit beachtlichen Empfehlungen versehen, wurde in das Churer Patrizierhaus mit dem bezeichnenden Weidenbaum im Wappen, welches bald schon das «Alte Gebäu» hieß und so auch heute noch genannt wird, weil sich die Familie schon um das Jahr 1750 unweit davon einen zweiten Herrensitz, das heutige Regierungsgebäude, schuf, gleich auf etliche Jahre verpflichtet, hatte zwei elfjährige Enkel des Envoyé und zeitweilig auch den Vater des Dichters Johann Gaudenz von Salis-Seewis zu unterrichten und begleitete die beiden Junker acht Jahre später, im Herbst 1756, auf eine Studienreise nach Göttingen, in die Niederlande, nach Paris und im Oktober 1758 über Lyon, Marseille und Oberitalien dann wieder nach Hause. Ein halbes Jahr lang blieb er nach der Rückkehr dann auch selber noch in Chur wohnen, stand zur Hand, wo man ihn brauchte, vor allem aber: er förderte in gezielter Emsigkeit verschiedene seiner wissenschaftlichen Arbeiten zur Druckreife. Seine Dienstherren — nach dem Tode des «Envoyé» war es dessen Schwiegersohn — und auch seine Zöglinge und endlich die Regenten der ganzen kleinen Stadt brachten dem gravitätisch ungelenken, in seinem Gebaren recht absonderlichen, jedoch rührend frommen Elsäßer, der sich all seinen Obliegenheiten mit unerhörtem Einsatz widmete, gewinnende Achtung und unbedingte Loyalität entgegen. Noch zweimal in späteren Jahren ist er nach Chur zurückgekehrt, arbeitete mit an der Plessurkorrektion nach der vernichtenden Hochwasserkatastrophe des Jahres 1762 und vollendete im Spätherbst des folgenden Jahres im gastlichen Salis-Hause sein philosophisches Hauptwerk «Das neue Organon«, welches ihm später Kants hohes Lob eintrug, machte sich, seinem unbeirrbaren Wesen gemäß, nach der Niederschrift jener tausend Seiten unverzüglich an die Vorarbeiten zu seiner «Architektonik» und hat dann Graubünden im Dezember auf immer verlassen.

Den Winter 1761/62 übrigens verbrachte er in Zürich, wo er innert weniger Monate gezählte vierundvierzig Arbeiten zu Papier gebracht haben soll. Feierlich ernannten sie ihn damals zum Ehrenmitglied der Physicalischen Gesellschaft, welche Johann Conrad Heidegger und sein Kreis schon 1746 gegründet hatten, hießen ihn freudig willkommen als einen Mann, «dessen durchdringender Verstand die Wahrheit der schwersten Wissenschaften einsiehet und neue Wahrheiten und Geheimnisse entdeckt». In der aufgeschlossenen Stadt an der Limmat hatte er sich schon 1759, auf der Heimreise zu seiner Mutter und den Geschwistern nach Mühlhausen, einige Zeit aufgehalten, war mit seinem Dreispitz, dem scharlachroten Rock, der hellblauen Weste, der Perücke und dem Degen weidlich bestaunt, auch wohl verlacht, vom damals erst achtzehnjährigen, damals schon an Physiognomik brennend interessierten Johann Caspar Lavater jedoch mit

höchster Ehrfurcht und Faszination gemustert worden. Wiederholt hat er in jenen Tagen mit dem vorhingenannten lebensvollen Mathematiker und Professor am Carolinum, Johannes Geßner, auf der Sternwarte astronomische Beobachtungen angestellt. Fügen wir an dieser Stelle hinzu, daß sogar ein Mondkrater Lamberts Namen trägt.

Die Physicalische Gesellschaft zu Basel hatte ihn schon Jahre zuvor zu ihrem Mitglied ernannt; für deren unter dem Titel Acta Helvetica erscheinende Schriften hat er schon in Chur etliche Artikel verfaßt. 1759 ernannte ihn die neugegründete Akademie der Wissenschaften in München, 1765, nach einigen Schwierigkeiten, da Friedrich II. den Neuankömmling vorerst durchaus lächerlich fand, auch die berühmte Berliner Akademie zu ihrem Mitglied. Im selben Jahre 1765 versuchte man den mittlerweile recht selbstbewußt gewordenen Gelehrten unter sehr ehrenvollen Bedingungen für Petersburg zu gewinnen. Jedoch nun war ihm (vor allem auf Johann Georg Sulzers, des hochangesehenen Winterthurer Ästhetikers, Betreiben) eine lebenslange Pension ausgesetzt worden, und 1770 ernannte der endlich von seinen Qualitäten überzeugte König aller Preußen den mittlerweile auch zu einiger Weltläufigkeit Gelangten überdies zum Oberbaurat, so daß er Berlin nicht mehr zu verlassen begehrte, zumal ihm bei anscheinend nur geringer Aufsichts- und Lehrverpflichtung freie Geistesarbeit gewährleistet war.

Felix Humms große Genugtuung gilt dem Nachweis, daß eine bislang von keinem Bündner Historiker auch nur am Rande erwähnte, obendrein recht exklusive «Gelehrte Gesellschaft» um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Chur bestanden hat. Der junge Lambert wurde anscheinend sehr bald schon, nachdem er seine Tätigkeit im Salis-Hause aufgenommen hatte, hinzugebeten. Die Seele dieser «frühesten Sozietät des alten Freistaates der III Bünde» war Johann Baptista von Tscharner, sechs Jahre älter als der Lehrer der Salis-Buben, ein hochgebildeter, umgänglicher Mann, der seinem Lande im Verlaufe seines langen Erdendaseins als Ratsherr, Bürgermeister, Bundesstatthalter und endlich auch als Bundespräsident gedient hat. Professor Humm, nachdem er auf die Spur dieser Gesellschaft gestoßen war, durchmusterte zielbewußt das in der Bündner Kantonsbibliothek deponierte Tscharner-Archiv und konnte eindeutig nachweisen, daß der genannte Tscharner und auch Lambert im Schoße dieser Vereinigung im Laufe der Jahre nicht wenige Vorträge und Lesungen gehalten haben. Stichwortartig ist davon auch die Rede in Lamberts sogenannten Monatsbüchern, Diarien, welche er ab 1752, mit oft freilich bedauerlich knappen, meist in lateinischer Sprache abgefaßten Rechenschaftsberichten über seinen Tagesablauf, fortgeführt hat bis zu seinem Tode. K. Bopp hat sie als eine der Publikationen der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften 1916 in München an den Tag gebracht. Es ist aus ihnen auch ersichtlich, wie vielfältig die Aufgaben und Pflichten waren, welche dem jungen Manne im Hause des «Envoyé» im Laufe der Jahre anvertraut wurden. Er muß zeitweilig sogar selbst als Hausgeistlicher gewirkt haben, schrieb Predigten, Kantatentexte, Glückwunsch-Verse; Humm entdeckte in der Universitätsbibliothek in Basel ein von Lambert komponiertes Lied und attestiert ihm nicht unerhebliche Kenntnisse auch in der Musiktheorie. Er arbeitete auch wiederholt im Auftrag der Churer Stadtbehörden und des Staates Gemeiner III Bünde als Ingenieur, als Geometer, als Topograph, machte auf streng wissenschaftlicher Basis Höhenmessungen und Wetterbeobachtungen, hat gründlich Johann Jacob Scheuchzers mehrbändiges Werk «Beschreibung und Naturgeschichte des Schweizerlandes», welches in der Salis-Bibliothek selbstverständlich vorhanden war, studiert, entwarf eine «geographische Uhr», konstruierte zuhanden seiner Arbeitgeber eine Obst- und Gemüse-Dörranlage, ließ sich über die Nützlichkeit von Regenzisternen aus, nahm — die Salis waren damals an Seidenmanufakturen in den bündnerischen Untertanenländern beteiligt — Anteil an der Seidenraupenzucht und schrieb auch eine Abhandlung über Bienen. Er kannte sich vortrefflich aus mit dem Instrumentarium, das ein zünftiger Naturforscher damals benötigte, entwarf selbst einen ingeniösen Apparat zur Messung der Luftfeuchtigkeit; er wohnte übrigens, nachdem die Erziehung seiner Zöglinge in Chur beendet war, längere Zeit in Augsburg im Hause Georg Friedrich Branders, Verfertigers sehr begehrter Präzisionsinstrumente. Immer und immer wieder auch erforschte er den klaren Sternenhimmel über Chur und ward mit seinen «Cosmologischen Briefen», einem grundlegenden Werk über Astronomie, um mit Humm zu sprechen, «zum Urheber der heute noch gültigen Ansichten über die Natur des Fixsternhimmels, insbesondere der Milchstraßensysteme des Weltalls». Er hielt im Schoße der Churer reformierten Kirche 1755 einen Vortrag über das verheerende Erdbeben von Lissabon, schrieb scharfsinnige Bemerkungen darüber nieder und wurde als juristischer Berater beigezogen in einem Rechtsstreit, den die Stadt 1754 mit dem Bischof auszufechten hatte. Ein letzter ehrenvoller Ruf aus dem geliebten Bündnerlande erreichte ihn im Jahre 1772, nachdem sein Freund Martin von Planta, Leiter des dannzumal noch hoch in Blüte stehenden Philanthropins zu Marschlins, plötzlich gestorben war; sie wollten Lambert damals als Direktor der berühmten Schule haben. Er lehnte jedoch ab, auf Unabhängigkeit erpicht und mit vielen wissenschaftlichen Problemen vollauf beschäftigt, nicht ahnend, daß ihm nur mehr so wenige Lebensjahre beschieden sein sollten.

So hat denn ein allzufrüh Dahingegangener viele Jahre seines Forscherdaseins in Chur verbracht und sich fruchtbare Freundschaften erworben dort und weit herum in Helvetien, nicht zuletzt auch unter den namhaften Schweizern in Berlin, wo sie ihn übrigens, als er Ende Januar 1764 dort eintraf, mit Genugtuung als ihren Landsmann begrüßt hatten, weil Mühlhausen damals seit zwei-

einhalb Jahrhunderten schon und noch bis 1798 unter dem Schutze der Eidgenossen stand.

Hauslehrer in den Bündner Patrizierfamilien waren vor der Französischen Revolution keine Seltenheit. Für den Dichter von «Traute Heimat meiner Lieben» hat man seinerzeit einen engagiert, welcher dem poetischen Jüngling im Schloß Bothmar zu Malans durch ein Vierteljahr hin nur und nur die damals zehn Stämme der Salis-Familien einzuprägen hatte. Keiner der Präzeptoren jedoch, welche je im Lande der hundertfünfzig Täler wirkten, hat Lamberts, dieses aus dem Nichts aufgetauchten, unermeßlich wißbegierigen Mannes Bedeutung erlangt. In Chur kam er, dem ein Hochschulstudium verwehrt war, erstmals zu sich selbst, spürte einen ersten Anhauch der großen Welt, ward sich froh seiner außerordentlichen Fähigkeiten bewußt und begann sich in hingerissenem Erkenntnisdrang ihrer zu bedienen.

Einiges über Heinrich von Kleist und seine Freundschaft mit einem hohen Bündner Diplomaten

«Adie richesse! — bonjour tristesse!» — eine der anzüglichen, den Landsleuten drüben im Halbkanton geltenden Spöttereien, vigelant verquickt mit einem bekannten Buchtitel der Françoise Sagan, wie man sie an der Basler Fastnacht von 1973 hören konnte. Damit wurde die Reichtumssteuer apostrophiert — Premiere damals noch in schweizerischen Landen —, welche dort am 3. Dezember 1972 vom Souverän über die Häupter der Begüterten, genau gesagt über Leute mit mehr als 80 000 Fr. Jahreseinkommen, verhängt worden war. Man erhoffte sich davon eine Mehreinnahme von etwa zwanzig Millionen Franken im Jahr. Die Sozialdemokraten mehrerer anderer Kantone haben mittlerweile ähnliche Initiativen ergriffen.

Nun, solche Spezialabgaben hat man auch früher schon gekannt. Einzig die Wortprägung ist neu. Vordem nannte man dies Luxussteuer.

Ihrer eine suchte die reichen Preußen heim gegen Ende des Jahres 1810, zu einer Zeit, als es in deren Herrenhäusern noch Dienstboten in Menge gab; zwanzig Taler Abgaben auf den Kopf eines jeden von ihnen verlangte damals der Staat. Nun hatte just in jenem Jahr, ab 1. Oktober, in Berlin eine neue Tageszeitung zu erscheinen begonnen, ein kleines, auf billiges Papier gedrucktes Blatt, nicht mehr als vier Oktavblättlein stark, ins Leben gerufen und redigiert von dem dreiunddreißigjährigen, von Frankfurt an der Oder gebürtigen Dichter Heinrich von Kleist. Seine «Berliner Abendblätter» fanden alsbald reißenden Absatz, nicht zuletzt, weil sie tagtäglich ihre Sparte Unglücksfälle und Verbrechen präsentierten, auch sonst einigen Klatsch darboten und immer einmal wieder mit vergnüglichen Anekdoten aufwarteten. Bloß, die Zeitung, welche sechsmal pro Woche erschien und abzuholen war vorerst «in der Stunde von 5—6 Uhr Abends in der Expedition derselben, hinter der katholischen Kirche Nr. 3, zwei Treppen hoch», jedoch bald schon, «da man das bisherige Lokal bei dem außerordentlichen Andrange von Menschen zu enge befunden — in der Leihbibliothek des Herrn Kralowsky in der Jägerstraße Nr. 25, Parterre», hat nicht mehr als genau ein halbes Jahr bestanden. Dann ward ihr von der Zensur der Garaus gemacht. Einsilbig meldete Kleist in der letzten, am 30. März 1811 erschienenen Nummer: «Gründe, die hier nicht angegeben werden können, bestimmen mich, das Abendblatt mit dieser Nummer zu schließen».

Den Märchenbrüdern Grimm in Kassel ist es zu verdanken, daß ein Konvolut von Kleists «Berliner Abendblättern» in beinahe lückenloser Folge erhalten blieb bis auf den heutigen Tag. Die beiden hatten das Journal abonniert von Anfang an und bezeichneten es, nicht zuletzt um der darin veröffentlichten Histörchen, der «ganz köstlichen Anekdoten willen», als eine «ideale Wurstzeitung». Sorglich gebunden, fand man es in ihrem Nachlaß. Kleists Zeitung, ein in mehrfacher Hinsicht großartiges Dokument, erschien faksimiliert erstmals 1925 und dann 1959 ein weiteres Mal, mit einem Nachwort und einem ausgezeichneten Quellenregister von Helmut Sembdner versehen, der Kleist-Studien schon in den dreißiger Jahren in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart betrieb. Sembdner hat herausgefunden, daß der Dramendichter Heinrich von Kleist so gut wie alle namhaften Artikel seiner Zeitung selber verfaßte; signiert hat er sie mit immer wieder andern Buchstaben-Kombinationen und Pseudonymen, mit insgesamt nicht weniger als siebenundzwanzig an der Zahl. Als die preußische Staatskanzlei sein Treiben immer mißtrauischer beobachtete, begann er auszuweichen und mehr und mehr Auszüge auch aus anderen Zeitungen und Zeitschriften nachzudrucken, nicht selten übrigens auch Meldungen, welche er in den zu Aarau von Heinrich Zschokke herausgegebenen «Miszellen für die Neueste Weltkunde» und in den «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten», herausgegeben von Dr. Albrecht Höpfner in Bern, vorgefunden hatte. Noch in der vorletzten Nummer seiner Zeitung, die er dann auf eine handschriftliche Verfügung des Staatskanzlers Karl August von Hardenberg von einem Tag auf den andern preisgeben mußte — «da es durchaus nicht gestattet werden kann, daß in Tagesblättern Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung aufgelegt werde» —, brachte er die Rezension des Buches eines schweizerischen Volkswirtschafters, welches einläßlich Kunde gab von den wahrhaft fatalen Verhältnissen innerhalb der damaligen Münz-, Maß- und Gewichtssysteme in den verschiedenen Kantonen. (Ein einziger Satz aus dieser Besprechung: «... Der Kanton Aargau zählt zehnerlei Gewicht, elferlei Längenmaaß, achterlei Getreide-, fünferlei Getränkemaaß auf einem Flächenraum von achtunddreißig Geviertmeilen.»)

Auch Dichtungen und Abhandlungen, welche längst rühmlich in jeder Kleist-Ausgabe figurieren, hat der zur Publizistik hinübergewechselte ehemalige Potsdamer Gardeoffizier in seinem Blatt untergebracht, lediglich mit den Buchstaben «mz.» bezeichnet beispielsweise die Erzählung «Das Bettelweib von Locarno», sodann, bescheidentlich mit «yz.» signiert, die betörend schöne Legende «Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik», und endlich, über vier Nummern hin und ausnahmsweise unverhüllt gekennzeichnet mit den Initialen H. v. K., das insbesondere berühmt gewordene Essay «Über das Marionettentheater». Im Januar, als seine Lage bereits prekär geworden war, brachte er beschwichtigend in drei Folgen einen Bericht über Haydns Tod, den er von einem französischen Autor übernommen und persönlich verdeutscht hatte.

Und nun zu dieser ausgepichten Satire um die Luxussteuer, zusamt der nachfolgenden Replik, beide Texte, wie man seit längerem weiß und damals zum mindesten erahnte, von Kleist selber ersonnen. Nicht wenig hat der verwegene Redaktor damals mit seinen Auslassungen aufs Spiel gesetzt!

Außer einem ihm von der Königin Luise seit fünf Jahren verabfolgten Ehrensold von fünf Louisdor im Monat und dem Wenigen, welches ihm aus seiner Zeitung zufloß, hatte Kleist damals keinerlei Einnahmen, hat auch, nebenbei bemerkt, keines seiner Schauspiele — Die Familie Schroffenstein, Penthesilea, Amphitryon, Der zerbrochene Krug, Das Käthchen von Heilbronn, Der Prinz von Homburg — je auf der Bühne gesehen. Eigentlich hätte er sich's dringlich angelegen sein lassen sollen, es mit dem Königshaus und dem gestrengen Regierungschef von Hardenberg (der dann ein paar Jahre später um seiner Verdienste willen sogar gefürstet wurde) nicht zu verderben. Doch solche Voraussicht war seine Sache nicht, und immer dräuender zog das Verhängnis sich über dem Haupte des eigenwilligen Publizisten zusammen. Artikel wie der vom 20. Dezember 1810 über die Luxussteuer und wie sie zu umgehen sei, kosteten ihn, trotz der implizierten Unterwürfigkeit am Anfang und am Schluß, schließlich seine schmale Existenzgrundlage und bald auch das Leben.

Und hier nun der genaue Wortlaut:

«Wenn man den Zweck der, in dem Edict vom 28ten Oct. d. J., dem Lande auferlegten Luxussteuern bedenkt», schreibt Kleist, «wenn man erwägt, daß sie nicht ausgeschrieben worden sind, um die Hofhaltung eines ausgelassenen Fürsten oder die Tafel seines Günstlings, oder den Putz und die Haushaltung seiner Mätressen etc. zu bestreiten; wenn man erwägt, daß sie, im festen Vertrauen auf den Edelmuth und den Gemeinsinn der Nation, als eine Art von patriotischem Beitrag, in Augenblicken dringender fast hülfloser Noth, zur Rettung des Staats, erfordert worden sind: so wird ein Brief sehr merkwürdig, der uns, von unbekannter Hand, mit der Bemerkung, daß er gefunden worden, zugestellt worden ist. Wir theilen ihn ohne Abänderung unseren Lesern mit.

Bruderherz!

Was klagst du doch über die, in dem Edict vom 28ten Oct. d. J. ausgeschriebenen, neuesten Luxussteuern? Die Absicht und die Meinung, in der sie ausgeschrieben sind, lasse ich dahin gestellt sein; sie ist eine Sache für sich. Die Auslegung aber kömmt dem Publico zu; und je öfter ich es überlese, je mehr überzeuge ich mich, daß es dich und mich gar nicht trifft.

Es ist wahr, ich halte 2 Kammerdiener und 5 Bediente; Haushofmeister, Kutscher, Koch und Kunstgärtner mit eingerechnet, beläuft sich meine Livree auf 12 Köpfe. Aber meinst du deshalb (denn der Satz im Edict pro Mann beträgt 20 Thl.) daß ich 240 Thl. an die Luxus-Steuer-Casse entrichten würde? Mit nichten! Mein Gärtner ist, wie du weißt, eigentlich mein Vice-Verwalter, der Koch, den ich bei mir habe, ursprünglich der Bäcker des Orts; beide sind nur nebenher Gärtner und Koch; der Kutscher, der Jäger auch, der Friseur nebst Kammerdiener, und zwei Bediente sind, so wahr ich lebe, bloße Knechte; Menschen, die zu meinem Hofgesinde gehören, und die ich, wenn es Noth thut, auf dem Feld oder im Wald brauche. Da nun das Edict (§ II. 10. a) sagt, daß Leute, die nur nebenher dienen, mehr nicht, als die Hälfte des Satzes und Knechte gar nichts zahlen; so bleibt für mich nur der Haushofmeister und zwei Bedienten als steuerpflichtig übrig: macht (à 10 Thl.) 30 Reichsthaler, oder drunter.

Eben so, siehst du mit den Hunden. In meinen Ställen, die Wahrheit zu sagen, befinden sich zwei auserlesene Koppeln; Doggen, die eine, ächtenglische, 17 an der Zahl; die andere besteht aus 30 Jagdkleppern; Hühnerhunde, Teckel und dergleichen rechne ich nicht. Aber meinst du, das Edict sähe deshalb mich an mit 1 Thl. pro Hund? Mit nichten! Diese Koppeln gehören meinem Jäger; und da das Edict (§ II. 10. b) Hunde die eines Gewerbes wegen gehalten werden, von der Steuer ausnimmt: so bleibt für mich nur, als steuerverfallen, ein Pudel von der norwegischen Race, ein Mops und der Schooshund meiner Frau: macht (à Hund 1 Thl.) 3 Thl., mehr nicht.

Ein Gleiches gilt von den Pferden! — Zwar, wenn es Markt ist, fährt meine Frau mit den vier hollsteinschen Rappen nach der Stadt; das schwarze Silbergeschirr steht den zwei jungen Apfelschimmeln nicht übel und der Fuchs und der Braune gehn gut, wenn ich sie reite. Aber meinst du, daß dies darum, durch die Bank, Reit- und Kutschpferde wären, die ich, mit 15 Thl. pro Stück, zu versteuern hätte? Mit nichten! Die Pferde, das weiß jedermann, brauche ich im Frühjahr und bei der Erndte; und da das Edict (§ II. 10. c) von Gebrauchspferden nicht spricht: so prallt die Forderung auch hier von mir ab und ich zahle nichts.

Endlich, was die Wagen betrifft! — Zwar die zwei englischen Batarden, die ich kürzlich gekauft, werde ich, ob ich sie gleich in Kreisgeschäften zuweilen brauche, mit 8 Thl. pro Stück, versteuern müssen. Aber den Halbwagen und die drei in Federn hängenden Korbwagen mit Verdeck? Mit nichten! Den Halbwagen, an dem ich kürzlich die Achse zer-

brach, verbrenn' ich oder verkauf' ich; und von den Korbwagen beweise ich, daß ich vergangenes Jahr Heu und Strauchwerk damit eingefahren, und die 2 Fahrzeuge mithin Acker- und Lastwagen sind. Mithin geht der Kelch der Luxussteuer auch hier an mir vorüber; und es bleibt, außer den Batarden, nur noch eine zweirädrige Jagdcalesche übrig, die ich mit 5 Thl. (denn mehr beträgt es nicht) (§ II. 10. d) zu versteuern habe.

Lebe wohl!»

Nach solch hinterhältiger Anleitung zur Steuerhinterziehung wird unser Zeitungsschreiber dann flugs wieder zum braven Bürger, gibt kund, solche Mentalität sei eindeutig verwerflich, doch glücklicherweise fehle es nicht «an wackern, der Aufopferung fähigen Leuten, die den Drang des Augenblicks und die Zweckmäßigkeit der Luxussteuer» wohl begriffen, und es könne der obige Brief gewißlich «nur die Verirrung einer einzelnen, isolierten Schlechtigkeit sein».

Kleist hat dann also, wenn auch erst ein rundes Vierteljahr später, prompt seinen Brotkorb verloren und geriet bald schon in die beklemmendste Armut, so daß ihm endlich nichts anderes übrigblieb, als sich demütig neuerdings um eine Offiziersstelle zu bewerben. Als sie ihm im September dann gnädiglich gewährt wurde, lebte er halbverhungert in seinem Mietzimmer an der Mauerstraße 53 in Berlin, außerstande, das Geld zu seiner Equipierung aufzubringen, will sagen, sich die für einen Offizier des Königs von Preußen unerläßliche Gala-Uniform, die Feld-Uniform, Degen und Diener anzuschaffen, zumal mittlerweile seine Gönnerin, die Königin Luise, gestorben und der Ehrensold aus ihrer Privatschatulle von Stund an ausgeblieben war.

In bitterer Verzweiflung bat der Dichter damals ausgerechnet seinen Gegner, den hohen Herrn Staatskanzler Carl August Graf von Hardenberg um ein Darlehen von 20 Goldstücken. Acht Wochen vergingen. Keine Antwort. Es blieb ihm nur mehr der Tod. Eine schwerkranke junge Frau, der er keineswegs besonders nahestand, anerbot sich freudig, mit ihm zu sterben. Wunderbare Heiterkeit bemächtigte sich der beiden, als ihr Entschluß feststand. Sie fuhren hinaus zum Wannsee, kehrten ein in einem Gasthaus, schrieben wohlgelaunt in der Nacht etliche Abschiedsbriefe, ließen sich andern Tags, es war der 21. November 1811, zum Erstaunen der Wirtsleute den Kaffee auf dem kleinen Fichtenhügel drüben am See servieren. — «... die Dame trug ein Körbchen, das mit einem weißen Tuch zugedeckt war; sie eilten fröhlich dem kleinen Hügel zu, spielten Haschen und warfen lachend Steinchen ins graufröstelnde Wasser des märkischen Sees.» Und dann im Nebel die beiden Schüsse. «... Dort war eine natürliche Grube mit welken Blättern und Fichtennadeln gefüllt. Die Dame war tot, sie war, auf dem Grubenrand sitzend, nach hinten gesunken. Ihr Gesicht war farblos, zeigte aber einen schmerzlosen, zufriedenen Ausdruck. Die Hände in weißen Handschuhen hielt sie über den Leib gefaltet, ihr weißes Batistkleid zeigte unter der linken Brust einen Einschuß. Ihr gegenüber kniete der Herr zwischen ihren Füßen, er war ebenfalls tot, sein Kopf war an die Hüfte der Dame gesunken. In der rechten Hand hielt er mit krampfhafter Gewalt die Pistole, deren Lauf gegen seinen Mund gerichtet war. Auf seinen Lippen stand ein wenig blutiger Schaum, sein Gesicht war kreidebleich, trug aber den gleichen heiteren Ausdruck wie das der Dame.»

Und der Vermerk im zuständigen Kirchenbuch:

«Am (21.) einundzwanzigsten November (1811) eintausendachthundertundelf erschoß in der Klein-Machenower Haide nahe an der Berliner Chausse Bernd Heinr. Wilhelm von Kleist die Ehefrau des Generalrendanten der kurmärkischen Landfeuersozietät und Landschaftsbuchhalters Herrn Friedrich Ludwig Vogel, Adolphine Sophie Henriette geb. Keber, alt 31 Jahr, und dann sich selbst in seinem 34. Jahre. Beide sind auf der Stelle, wo der Mord und Selbstmord geschah, in zwei Särge und in ein Grab gelegt worden.»

Zu Kleists achtlos unbeantwortet gebliebenem Darlehensgesuch vom 19. September aber vermerkte Hardenberg kalt und sachlich:

«H. v. Kleist bittet um ein Privatdarlehen von 20 St. Fr. dor. Zu den Akten, da der p. v. Kleist 21. 11. 11. nicht mehr lebt. Berlin, den 22. Nov. 11.»

Nun aber, um an dieser Stelle unseren preußischen Exkurs einigermaßen zu rechtfertigen: Es hat ein Bündner einst dem unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist viele Freundlichkeit erwiesen und ihn mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit wiederholt in seinem Hause empfangen. Das war zu Dresden der österreichische Gesandte Graf Johann Rudolf von Buol-Schauenstein (1763—1834), ein Bruder des hochangesehenen letzten Fürstbischofs von Chur, Karl Rudolf, der sein hohes Kirchenamt 1794 angetreten hatte und dann 1833 in der Churer Kathedrale beigesetzt worden ist. (Sein Bildnis, ein Ölgemälde, hat seinen Platz noch heute im bischöflichen Schloß.)

Die Buol haben sich als zugewanderte Walser im 13. Jahrhundert in der Landschaft Davos niedergelassen. «Im X Gerichtenbund», steht im Historisch-biographischen Lexikon nachzulesen, «zählten sie neben den Sprecher die meisten Bundeslandammänner und bekleideten das Davoser Pannerherrenamt von 1540 an mit *einer* Ausnahme bis weit ins 18. Jahrh. hinein.» Ihrer einer, Hans Anton, ward 1649 von Kaiser Ferdinand mit dem Prädikat «von Straßberg» in den Reichsadel erhoben; dessen Sohn trat zum katholischen Glauben über, erwarb die Hälfte des Schlosses Rietberg im Domleschg und nannte sich fortan mit dem weiteren Prädikat »von Rietberg». Dem Enkel aber fiel 1742 unversehens eine gewaltige Erbschaft zu: sein Onkel mütterlicherseits, Feldmarschall in österreichischen Diensten, Franz Thomas Graf von Schauenstein und Ehrenfels, der Letzte seines Geschlechts, vermachte ihm all sein Hab und Gut, mit der einzigen Auflage, daß der Neffe seinem alten Walser-Namen Buol fortan Namen und Wappen der

Schauenstein hinzufüge. Es gehörten zu dieser kapitalen Erbschaft damals auch Reichenau und Tamins, wurden dann aber ein halbes Jahrhundert später veräußert; im selben Jahre 1792 jedoch brachten die Buol-Schauenstein dann auch noch die zweite Hälfte des Schlosses Rietberg an sich. So ward denn Kleists Gönner in Dresden am 18. Januar des Jahres 1805 unter dem Namen Buol-Schauenstein zu Rietberg und Straßberg in den Grafenstand erhoben. Der «Ritter von Buol», wie er zumeist genannt wurde, machte seinem Namen alle Ehre, ward 1790, im Alter von 27 Jahren, Geschäftsträger in Den Haag, zwei Jahre später Gesandter in Basel, sodann 1794 kaiserlicher Direktorialminister zu Regensburg, hernach Gesandter am Sächsischen Hofe zu Dresden. Er war mit Metternich befreundet und ist wenige Monate nach seines Bruders, des Bischofs, Tod am 12. Februar 1834 als kaiserlicher Wirklicher Geheimrat, Staatsminister und Präsident der Hofkommission in Wien gestorben.

Fügen wir gleich noch hinzu, daß sein einziger, 1797 geborener Sohn Karl Ferdinand es im diplomatischen Dienst zu noch höheren Ehren bringen sollte. 1852 wurde er zu Wien mit dem Ministerium des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses betraut und heiratete eine veritable Prinzessin, welche ihm wohl zwei Töchter, jedoch keinen Sohn bescherte, so daß diese Linie der Buol-Schauenstein mit seinem Tode am 28. Oktober 1865 erlosch. — Im Jahre 1834 hat Carl J. Burckhardt in der Festschrift zum 60. Geburtstag des ehemaligen Zürcher Staatsarchivars Dr. Hans Nabholz «Unveröffentlichte Briefe des Staatskanzlers Fürsten von Metternich an den Minister des allerhöchsten Hauses und des Äußern Grafen Karl Ferdinand von Buol-Schauenstein» veröffentlicht, welche ihm von einer Enkelin Karl Ferdinands, der Gräfin Julia Platz, zur Verfügung gestellt worden waren.

Ob Kleist diesem einzigen Sproß seines Gönners damals in Dresden ebenfalls begegnet ist? Karl Ferdinand war damals ein Junge von etwa zwölf Jahren. — Der Dichter gelangte in die hochkultivierte, von Napoleons Heeren verschont gebliebene Stadt im Hochsommer des Jahres 1807, nachdem er als vermeintlicher Spion von den Franzmännern ein halbes Jahr lang im Fort de Joux bei Neuchâtel inhaftiert gewesen war. Nach Dresden wandte er sich damals aus keinem anderen Grunde, als weil dort mittlerweile ohne sein Dazutun — er hatte das Manuskript in arger Bedrängnis einem Freunde verkauft — sein Theaterstück «Amphitryon», ein Lustspiel nach Molière, im Druck erschienen und allseits mit Begeisterung aufgenommen worden war. Kleist war der Held des Tages, wurde in den kulturellen Kreisen der Stadt allerorts gefeiert, nicht zuletzt wie gesagt im herrschaftlichen Hause des Grafen von Buol. Überwältigt schrieb er damals an seine geliebte Schwester Ulrike: «Es erfüllt sich mir *alles,* ohne Ausnahme, worauf ich gehofft habe.» In der Tat erschienen ihm seine Tage nach der Haft damals traumhaft und wie der «Eintritt in eine ganz neue Welt voll Schönheit». In Dresden gründete er mit zwei Freunden eine monatlich erscheinende Kunstzeitschrift, beendete in kaum je zuvor gekanntem Seelenfrieden sein Amazonen-Drama «Penthesilea»; eines der ersten gedruckten Exemplare davon widmete er handschriftlich seinem ritterlichen Freund Buol. Von einem lieblichen Mädchen inspiriert, welches in dessen gastfreundlichem Hause aus- und einging, begann er nach einer Volkssage sein Stück «Das Käthchen von Heilbronn» auszuarbeiten. Am 2. März 1808 ging zu Weimar unter Goethes Regie erstmals «Der zerbrochene Krug» über die Bretter.

Noch weitere Genugtuungen erfuhr Kleist damals in Dresden: Der berühmte Freiherr von Cotta, der Verleger Goethes und Schillers, hatte in seinem «Morgenblatt» nicht nur eine höchst schmeichelhafte Besprechung des «Amphitryon» erscheinen lassen, er hatte auch Kleists Erzählung «Das Erdbeben in Chili» zum Druck angenommen, worauf dem Dichter, dem solche Ehre widerfahren war, in Buols Hause, wo er mittlerweile quasi zur Familie gehörte, ein goldener Loorbeerkranz aufs Haupt gesetzt worden war, und zwar von den «zwei niedlichsten kleinen Händen Dresdens». Auch nahm Johann Rudolf, Ritter von Buol, den Dichter mit nach Teplitz, um ihn dort dem berühmten Publizisten Friedrich von Gentz vorzustellen. — Und als dann der gefeierte, nur leider brotlose Dichter sich unversehens entschloß, mit einem soeben gewonnenen Kameraden, dem damals vierundzwanzigjährigen Friedrich Christoph Dahlmann, mit dem ihn bald schon innige Freundschaft verband, von dannen zu wandern, um in Prag sein Glück zu versuchen, da war es wiederum Buol, der den beiden bereitwillig und umgehend zu einem von den loyalsten Empfehlungen begleiteten Reisepaß verhalf, einem Ausweispapier, das für beide gemeinsam galt und sie «wie ein Paar Eheleute aneinander band». Am 29. April des Jahres 1809 wanderten die Freunde zu Fuß aufs Geratewohl der böhmischen Grenze zu. «Wir waren beide ohne Stellung und ohne Aussicht. Beim Abschiede gaben wir uns das Versprechen: wer zuerst eine Anstellung fände, sollte dem andern schreiben und ihn bei sich aufnehmen», meldet Dahlmann, der dann in der Tat 1811 an der Kieler Hochschule eine Professur für Geschichte erlangte. Unverzüglich, nachdem seine Berufung feststand, entsandte er an Kleist die vereinbarte Aufforderung, mit ihm «in einer bescheidenen Gemeinschaft der Güter zu leben, ungefähr wie wir es in Österreich gehalten haben». Und dann erschütternd endgültig die Äußerung: «Als meine Einladung Heinrich von Kleist erreichte, hatte er sich eben erschossen.» — Noch 1859, fast ein halbes Jahrhundert nach des Dichters tragischem Ende, schrieb der greise Historiker, der 1842 ord. Professor der Geschichte und Staatswissenschaft in Bonn geworden war: «Sein Tod hat eine Lücke in mein Leben gerissen, die niemals ausgefüllt ist.»

Uns aber bleibt die tröstliche Gewißheit, daß ein gebürtiger Bündner es war, der dem unglücklichen Dichter seinerzeit zu ein paar der unbeschwertesten Stunden seines Lebens verholfen hat.

E. L. Kirchner: Kühe und Hirten